

# ZB

**ILLUSTRIERTE**  
Für Menschen im Atomzeitalter



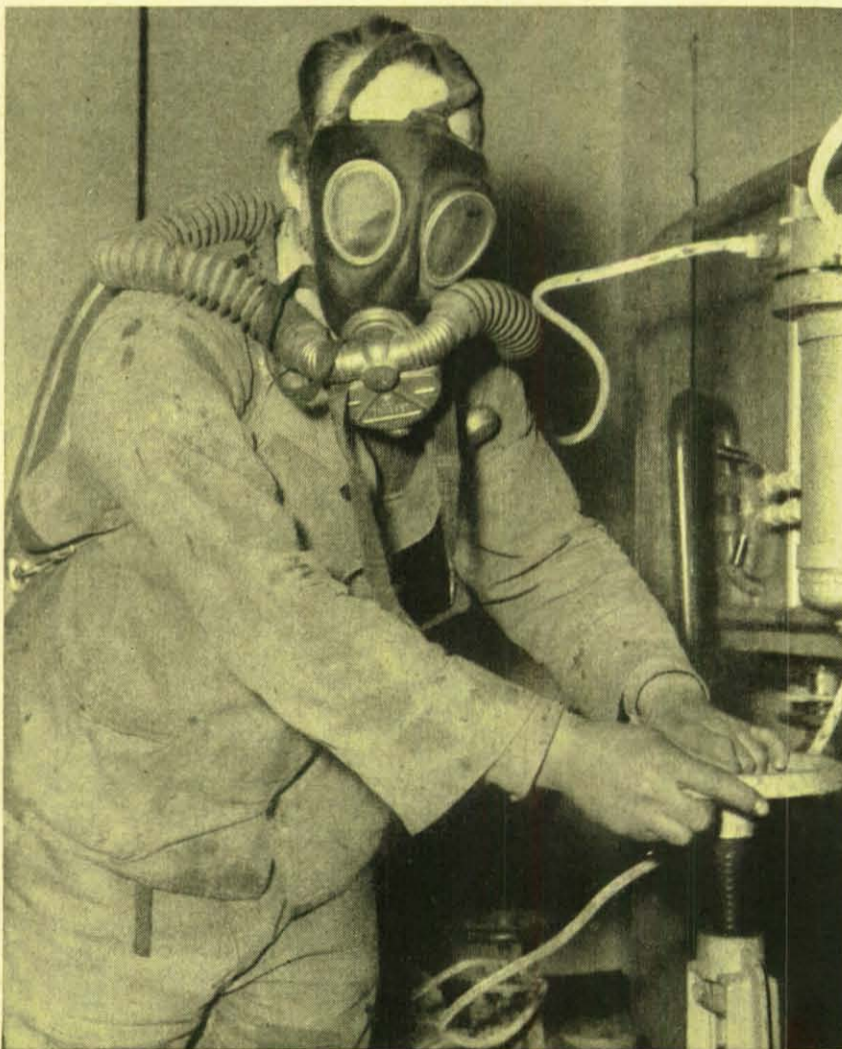
**Gift ins Wasser!**  
- damit es  
trinkbar wird

Zu der Bild-Reportage  
über das Problem der  
Trinkwasserversorgung

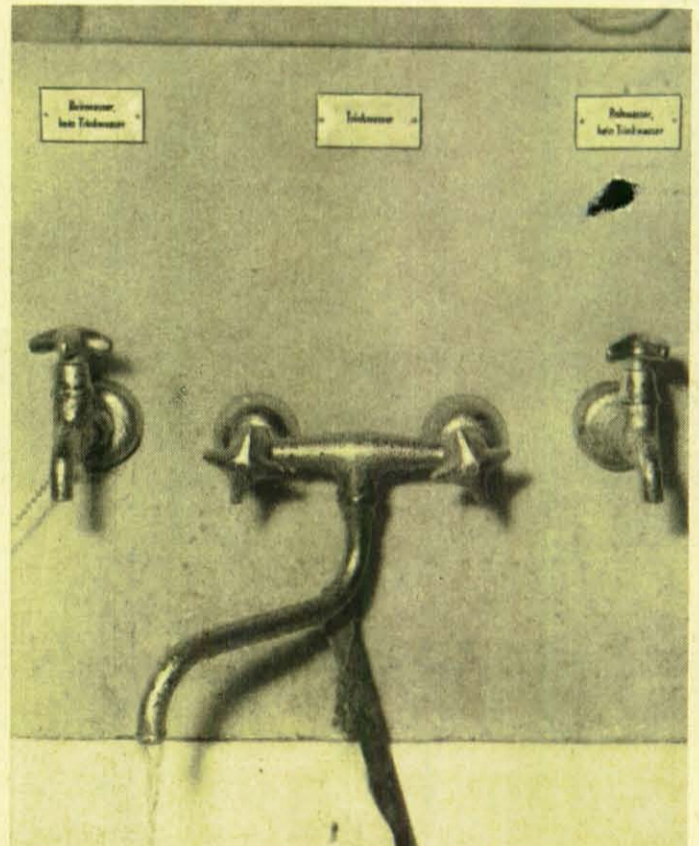


Schon den Römern war der Rhein zu schmutzig, und sie holten sich mit langen Wasserleitungen das frische Quellwasser der Urft nach Köln. Obwohl es vor 2000 Jahren noch keine bakteriologischen Untersuchungen gab, wußte man um die Gefahr verseuchten Trinkwassers. Inzwischen haben sich die Wasserverhältnisse immer weiter verschlechtert. Nicht nur Städte und Dörfer, auch große Industriewerke leiten ihre Abwässer in unsere Flüsse. Sie sind völlig verdreckt. Der zunehmende Wasserverbrauch zwingt uns aber, einen Teil des Bedarfs aus den Flüssen zu decken. So war es dringend nötig, daß der Bund ein Gesetz für die Ordnung des Wasserhaushalts aufgestellt hat. Es enthält Richtlinien und Leitsätze, nach denen die Länder in den kommenden Jahren eigene Landeswassergesetze zu erlassen haben.

▲ **Pfui! Abwässer** ungezählter Industriewerke, vieler Dörfer und Städte, werden in die Flüsse geleitet, ohne vorher durch Kläranlagen filtriert worden zu sein. Für allen Dreck und Schmutz, der sich mit Wasser fortspülen läßt, sind die Flüsse zu einem bequemen und billigen Transportmittel geworden. Die Hauptsache, der Dreck ist weggeschafft. Ob dann weiter unterhalb aus einem Fluß Trinkwasser entnommen werden muß oder Menschen baden möchten, darauf wird nur allzuwenig Rücksicht genommen.

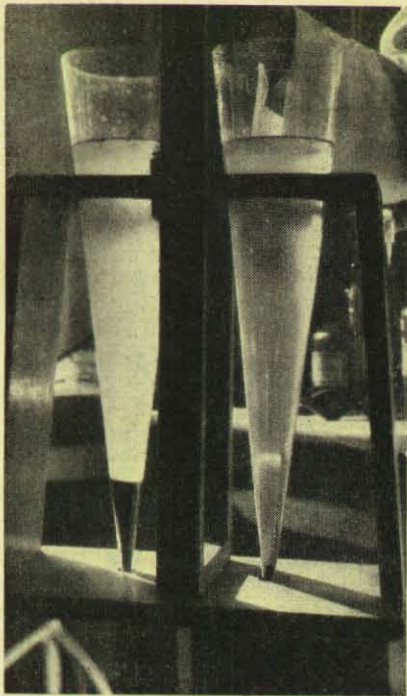


○ **Mit Gasmasken** muß der Kampf um unser Trinkwasser geführt werden; denn Chlor ist lebensgefährlich. Auch die anderen Chemikalien, die beigegeben werden, Eisen-sulphat, Natrium-Silicat, Hydratkalk und Aktivkohle sind fast alle Gifte. Die geringen Mengen, die dem Wasser zugesetzt werden, um die Bakterien zu töten, schaden dem Menschen zwar nicht. Doch bekommt das Wasser einen widerlichen Geruch und es schmeckt impertinent nach Chlor.



**Der Wasserhahn der Zukunft?** Wenn unsere Wasserwirtschaft nicht bald unter strenge Kontrolle kommt und der Verseuchung unserer Flüsse Einhalt geboten wird, werden die Kosten für das Aufbereiten von Trinkwasser so steigen, daß die Hausfrau es nicht mehr zum Wäschewaschen verwenden kann. Zum Spülen und Baden wird dann Reinwasser genommen und für das Aufwischen des Fußbodens das noch billigere Rohwasser. Im Keller der Häuser werden dann drei verschiedene Uhren laufen und den Verbrauch registrieren.

◀ **Fische krepieren** zu Tausenden in unseren Flüssen durch giftige Abwässer. An manchen Stellen schwimmen ihre Leichen wie gesät an der Oberfläche und tragen weiter zur Verseuchung der Gewässer bei. Es besteht die Gefahr, daß unsere Fischwelt in der Natur ausstirbt und nur noch in Aquarien zu besichtigen ist. Mit der Flußfischerei ist es schon heute schlecht bestellt.



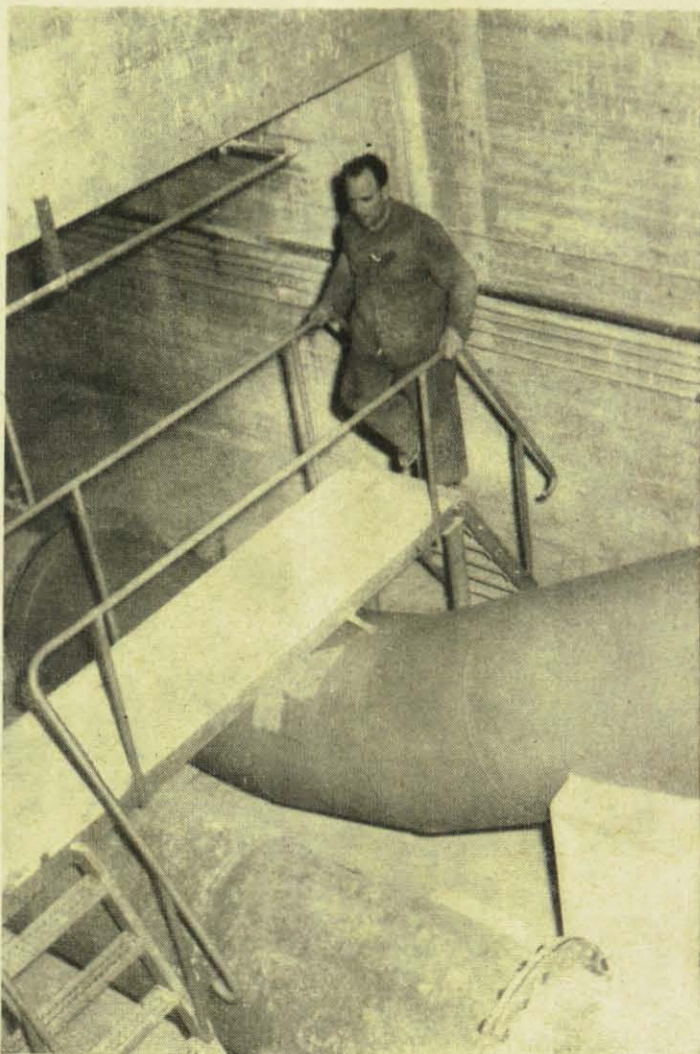
▶ **Die Verschmutzung** unserer Flüsse kann nur durch Kläranlagen verhindert werden, durch die die Abwässer filtriert werden. Im Meßglas rechts filtrierte Abwässer einer Großstadt, im linken unfiltrierte. Die schweren Schmutzteilchen haben sich nach unten gesetzt.

**Unsere Flüsse sind durch Abwässer verschmutzt und verseucht, darum muß**

**Gift ins Wasser, damit es trinkbar wird**

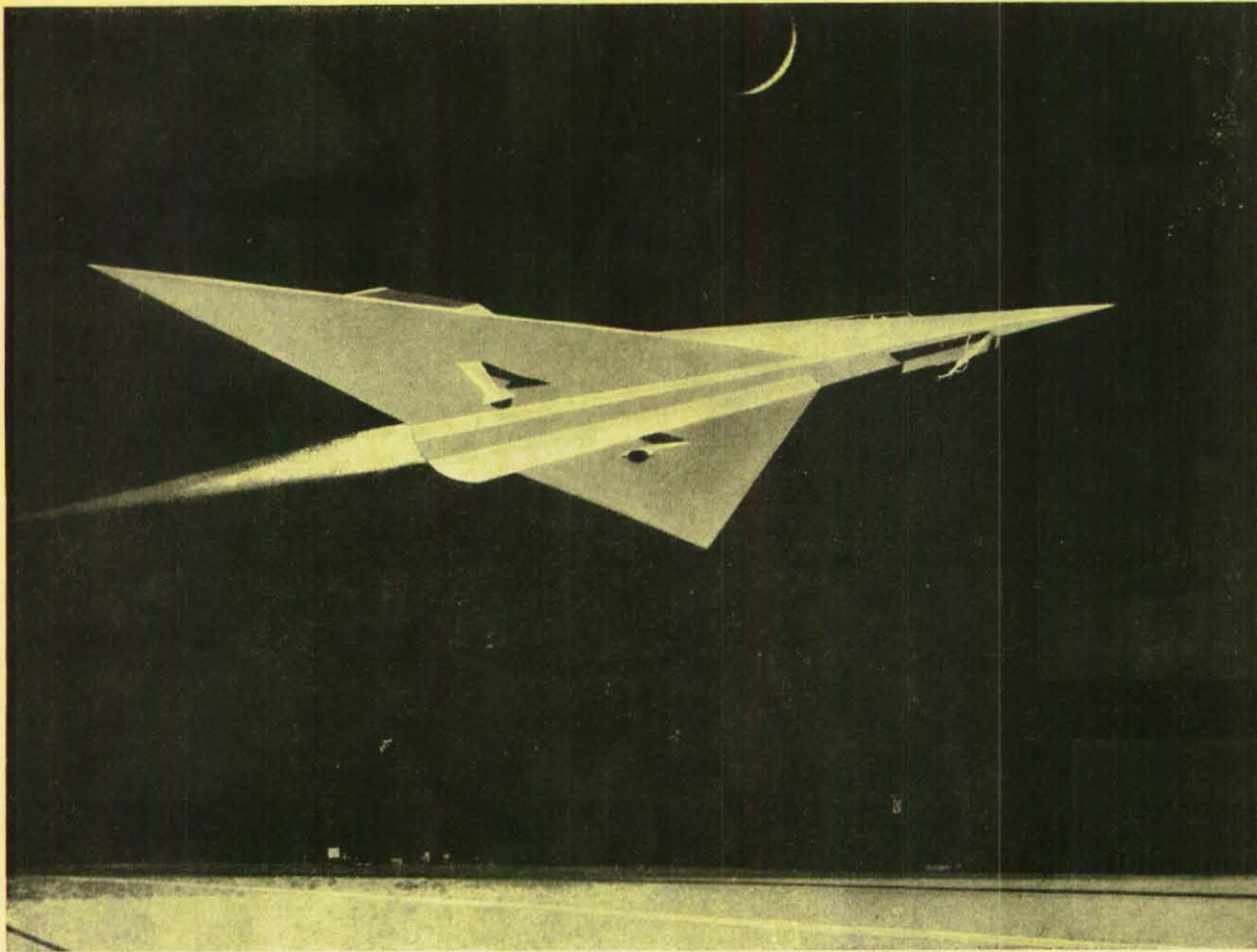


▲ **Wasseruntersuchungen** müssen zunächst einmal zeigen, wodurch das Wasser verschmutzt wurde. Dann erst kann den Technikern gesagt werden, auf welche Weise es zu reinigen ist. Das Trinkwasser, das in die Leitungen strömt, wird einer gewissenhaften Kontrolle unterzogen. Ständig wandern Proben ins Labor. Es wird festgestellt, ob alle gefährlichen Bakterien vernichtet sind und ob die zugesetzten Chemikalien das für den Menschen verträgliche Maß nicht überschreiten.



○ **Mannshohe Rohre** pumpen Wasser aus unseren Flüssen in die Flußwasserwerke, um es aufzubereiten. Diese Werke mit ihren weitverzweigten unterirdischen Anlagen kosten viel Geld. Die beste Methode, verseuchtes Wasser wieder keimfrei zu machen, ist die natürliche Filtration. Über der Tertiärschicht unserer Erde liegt ein natürlicher Filterkies. In diesen wird das verschmutzte Wasser gepumpt und vollkommen gereinigt und abgekühlt aus der Erde wieder nach oben geholt.

Mit **versenkbaren Speziallampen** wird die Verunreinigung von Flußwasser in einem Filterbecken gemessen. Die Menge der Trübungsstoffe läßt sich so ziemlich genau ermitteln. Mehrere hunderttausend Liter fassen die großen Behälter, in denen Industrierwerke Flußwasser für ihre Zwecke aufbereiten. Die meisten Fabriken fördern jedoch auf ihrem eigenen Gelände Grundwasser, weil es viel billiger ist. Dadurch wird es knapp und der Trinkwasserversorgung der Bevölkerung entzogen. Auch im Interesse der Landwirtschaft darf das Grundwasser nicht weiter sinken. Die Industrie sollte nur Flußwasser verwenden und die Abwässer klären, bevor sie abgeleitet werden.



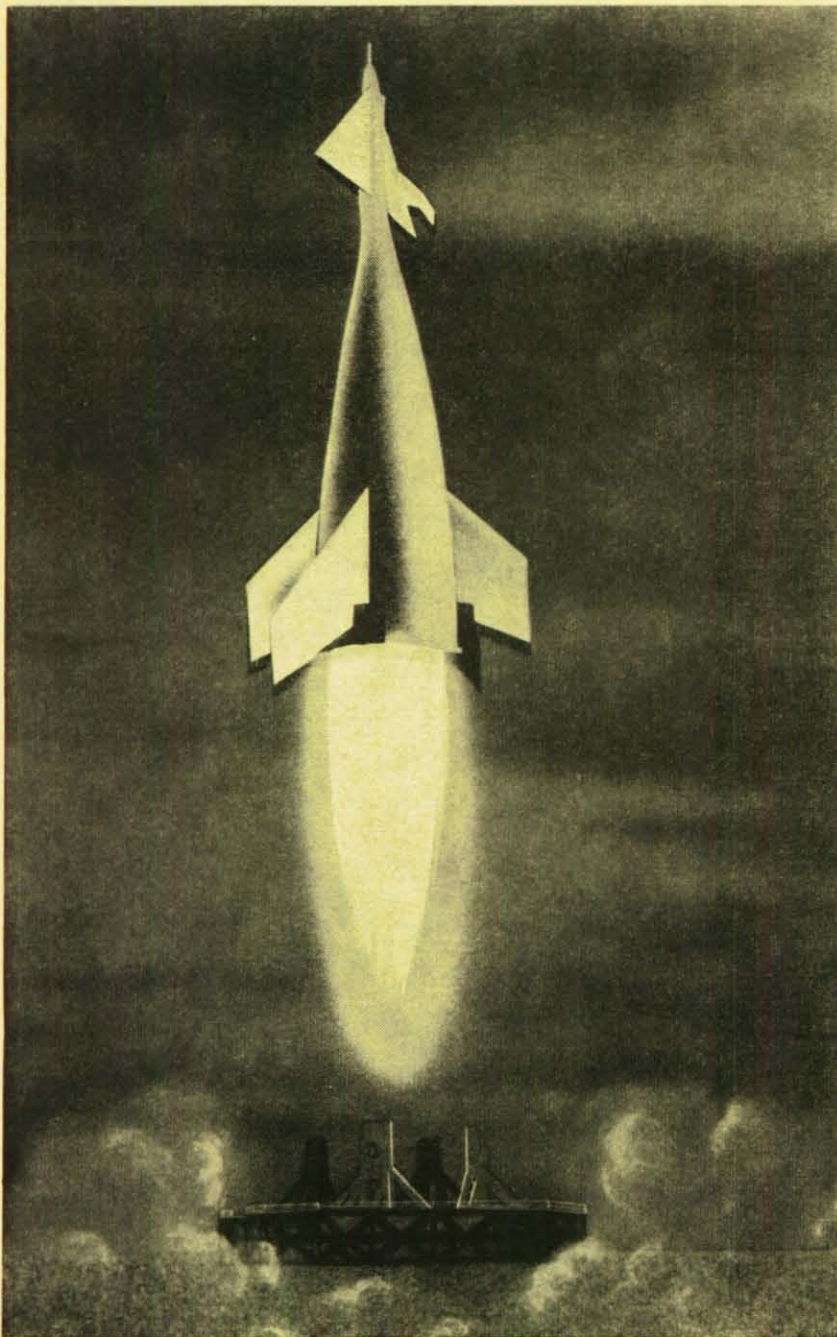
# STUFEN INS ALL

II. FOLGE

Die technischen Probleme, die mit der Eroberung des Weltraumes verbunden sind, dürften schwierig sein, aber sie können gelöst werden. Darüber sind sich die Experten einig. Das Hauptproblem ist der Mensch selbst, die Beschaffenheit seines Körpers. Kann er die Schwerkraft überwinden, den kosmischen Strahlen entgegen? Die Wissenschaft ist dabei, diese und zahlreiche andere Fragen Schritt für Schritt zu erstein und zu klären. Erst wenn das geschehen ist, dann kann das „größte aller Abenteuer“ beginnen.

Die Eroberung des Weltalls mit riesigen Raketenschiffen (Bild oben), wie sie Walt Disney in seinem Farbfilm „Der Mensch im Weltall“ starten läßt, ist eine der großartigsten Ideen der Menschheit. Ernsthafte Wissenschaftler glauben, daß sie diesen „Traum“ in naher Zukunft verwirklichen können. Bild unten: Eine Vierstufenrakete löst sich von der Erde, um das „Schiff“ in den Raum zu tragen. Der Rückstoß „schleudert“ sie in die Höhe.

## Gefährlicher Weltraum



Der junge Mann trägt einen „Raumanzug“, ein wulstiges und gewichtiges Ding. „Neues Modell“, sagen die Kenner. „Soll absolut sicher, vielleicht sogar ‚weltraumfest‘ sein.“ Es verwandelt den Träger auf eine seltsame und verblüffende Art in ein Wesen, das einem Roboter ähnlich sieht. Nur der Kopf ist noch „menschlich“, nackt und unverkleidet.

Ein Monteur stülpt den Druckhelm über das Halsstück, prüft, ob im Nacken und an der Scheibe alles dicht ist. Das Gesicht hinter dem gläsernen Visier ist ruhig und gleichmütig. Wenigstens sieht es so aus. Die Atmungsgeräte sind eingeschaltet und der „Raummensch“ klettert durch die stählerne Einstiegluke eines Druckkessels. Hinter ihm wird die Tür verschlossen und verschraubt. Von jetzt an steht der junge Mann mit der Außenwelt nur durch ein Telefon und einige Meßgeräte in Verbindung.

Man prüft die Verständigung, die Skalen. Alles in Ordnung!

Der Versuchsleiter hat das Wort:

„Wir haben diese Stahlkammer im Auftrage der amerikanischen Luftwaffe von der Firma ‚Litton Industries‘ entwickelt lassen, um Schutzanzüge für künftige ‚Raumflieger‘ zu testen. Keine Sorge, wir denken noch nicht an Wochenendausflüge zum Mond! Aber wir hätten wahrhaftig nichts dagegen, wenn die Dinger auch dafür tauglich wären.“

Vorläufig handelt es sich allerdings nur um kleine, ganz bescheidene Vorposten- und Randgefächte mit dem ‚Raum‘. Während ich zu Ihnen spreche, arbeiten die Elektropumpen. Sie werden, wenn wir sie nicht vorher abstellen, weitermachen, bis in dem Innenraum das entsteht, was die Physiker als Klebevakuüm bezeichnen. Dann gibt es in diesem Druckkessel höchstens noch ein paar arme, einsame Luftmoleküle, die verzweifelt herumirren und Anschluß suchen.“

Alles lacht.

„Mit anderen Worten: Ohne auch nur einen Meter über den Erdboden gehoben zu werden, ist der Pilot nach einer Weile in jenem Teil des irdischen Luftmantels angekommen, den wir Ionosphäre nennen. Wir könnten

ihn in Druckverhältnisse treiben, wie sie etwa 240 km über dem Meeresspiegel zu erwarten sind. So hoch klettern im allgemeinen nur unsere unbemannten Vicking-Forschungsraketen. Ich stoppe diesmal bei 125 km Höhe. Hören Sie mich, Joe? Sie sind da?“

„Okay, Boss!“

„Also: Schon in dieser Höhe ist der irdische Luftmantel so dünn, daß die Flugtechnik kaum mehr mit ihm rechnen muß. Wo keine Luft ist, gibt es für unsere überschnellen Maschinen keine Reibungswärme. Das nur nebenbei. Es ist zwar noch nicht heraus, was statt dessen die Strahlungswärme der Sonne anrichtet, aber trotzdem kann die Gegend mal interessant werden, später, wenn die Raketenflugzeuge durchentwickelt sind. Vorläufig wollen wir nur das eine wissen: Kann man einem Menschen, der in diesem Druckanzug steckt, wenigstens ein paar Stunden die primitivsten Lebensbedingungen sichern? Bleibt die Atemluft sauber? Halten sich Temperatur und Luftdruck in erträglichen Grenzen? So was kann man nie vorher sagen. Erst wenn wir unserer Sache ganz sicher sind, werden wir mit gutem Gewissen noch höher hinauf ziehen. 125 Kilometer bedeuten allerhand, zum Beispiel einen Höhen-Weltrekord, ohne daß Joe leibhaftig da oben herumturnt.“

Aber: Weltraum ist das noch lange nicht!

Höchste Zeit, daß einmal darüber gesprochen wird, was „Weltraum“ ist.

Joes kleine Freundin Mabel hat einmal gesagt: „Der Weltraum ist das große Leere, in dem Sonne, Mond und Sterne kreisen.“

Mabel ist ein nettes, gescheites Persönchen. aber das „große Leere“, das ihren Boyfriend und seine Kameraden so lockt, stellt sie sich vielleicht doch nicht leer genug vor:

Nehmen wir einmal an, die Sonne sei verkleinert zu einem handlichen Modell von 15 cm Durchmesser (in Wirklichkeit sind es 1391 000 km). Dann schrumpfen die 149,5 Millionen Kilometer Entfernung zu unserer Erde auf 18 m zusammen. Merkur würde durchschnittlich 7, die Venus 13 und der Mars 27 m Abstand halten und ge-

# Herzen schwer wie Gold

nau wie „wir“ nicht größer sein als ein Stecknadelkopf. Schließlich gehören diese vier ja zu den „kleinen Planeten“.

Die „Großen“, Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun, dürften nach dieser sehr vergrößerten Verhältnisrechnung etwa Erbsen gleichen, und ihre Bahnen verlaufen in 90, 170, 350 und 540 m Abstand. Dann kommt Außenseiter Pluto, von dem einige Astronomen annehmen, daß er ein entwichener Satellit des Neptun sei, der unserer Sonne irgendwann einmal zugelaufen ist. In dieser Größenordnung bedeutet er nicht mehr als ein Silberkörnchen 700 m weit „draußen“.

Dann kommt lange Zeit überhaupt nichts, und dann ein neues Sonnensystem, eines von Millionen Systemen gleicher und ähnlicher Art. Die Fachleute sagen, daß zu diesen Sonnensystemen ungezählte und unzählbare Planeten oder Wandelsterne gehören. Es müßten etwa 100 000 Millionen sein. Sie alle gehören zu dem Spiralnebel „Milchstraße“. Jenseits der Milchstraße kommen wiederum ungezählte Sternsysteme, die ihr gleichen...

Wenn man das bedenkt, scheint der Raum plötzlich erstaunlich dicht mit Welten „vollgepackt“ und alles andere als leer zu sein.

Auch ohne „Füllung“ durch kosmische Strahlung und interstellare (zwischen den Sternen befindliche) Materie, die hauptsächlich aus staubfeinen oder gasförmigen Teilchen besteht.

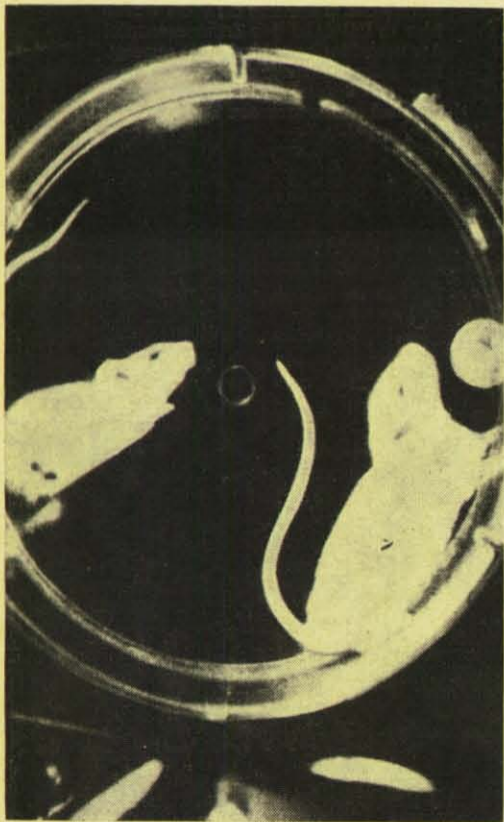
Natürlich kann auch gelegentlich ein dicker und harter Brocken dazwischen sein! Aber Raumschiff und Raumstation sind, gemessen an der

Weite der Räume, in die sie starten sollen, winzige „Ziele“. Mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung, die die dicken Brocken betreffend, ist der Astronautiker am schnellsten fertig. Ein Volltreffer bedeutet natürlich, „alles ist aus“. Aber die Gefahr an sich ist nicht höher zu bewerten als das Risiko, im Großstadtverkehr einen „Unfall zu bauen“.

Die „Kleinigkeiten“, Staub und Strahlung nämlich, machen weit größere Sorgen. Kosmische Staubkörnchen können so hart auftreffen, daß sie den „Panzer“ eines Weltraumschiffes glatt durchschlagen. Die „Löcher“ wären groß genug, um Luft in den luftleeren Raum zu entlassen, würden aber höchstens mit der Lupe zu sehen sein. „Weltraumoptimist“ Wernher von Braun schlägt also vor, im Abstand von 1 bis 3 cm vor der eigentlichen Panzerung eine Schutzwand aus Blechen anzubringen. Treffer verlieren beim Passieren dieser Wand so viel von ihrer kinetischen Energie, daß sie an der Wand Nr. 2 abprallen. Das gleiche Prinzip könnte man natürlich auch auf den Raumanzug anwenden und ihn der Sicherheit halber „doppelt“ herstellen.

Fortsetzung Seite 20

**Eine Weltraumstation** von wahrhaft gigantischen Ausmaßen wurde von amerikanischen Ingenieuren in Akron (Ohio) entworfen. Dieser Supersatellit besteht aus Statoröhren, die von einer dickbauchigen Metallhülle umgeben sind. Am Ende der Röhre liegt das Wohnrad, das sich in ständiger Rotation befindet. Die Station soll in 800 km Höhe, also im praktisch schon luftleeren Raum, zusammengesetzt werden.



**Weißer Mäuse** — mit einer Rakete 65 km hochgeschossen und dort fotografiert. Die Tierversuche sollen zeigen, ob der Mensch in solchen Höhen überhaupt existieren kann.



**Sechzig Kilometern Höhe** — also beinahe dem luftleeren Raum — entsprachen die Verhältnisse in der Unterdruckkammer der amerikanischen Luftfahrt-Forschungsanstalt in Dayton (Ohio), denen sich der Luftwaffenmajor Arnold I. Beck freiwillig aussetzte. Seither sind die Versuche aber schon sehr viel weitergetrieben worden, nämlich bis zur „Höhe“ von 125 km. Die „Testpersonen“ stehen während der Prozedur mit der Außenwelt nur durch ein Telefon und einige Meßgeräte für Blutdruck, Kreislauf usw. in Verbindung.

# Überall Luftschutz-

## Stimmen der Jugend



Horst Pleyer  
Schelztor-Gymnasium

Tut Luftschutz wirklich not? Diese Frage beantwortete Horst Pleyer in einem Aufsatz u. a. wie folgt: „Ist es in einer krieglosen Zeit eine Notwendigkeit, eine solche Organisation zu unterhalten? Wenn dauerhafter Friede wäre: Nein. Aber in den Wirrnissen unserer Gegenwart, wo die Welt in zwei große Lager gespalten ist, die sich feindlich gegenüberstehen, wo man nicht weiß, ob nicht jeden Augenblick irgendwo ein neuer Krieg in auflackernd friedlosen Zeit ist es die Pflicht jeder Regierung, auf einen Angriff gerüstet zu sein, und dazu gehört auch ein leistungsfähiger Luftschutz, ein gut eingespieltes Warnsystem, dazu gehört, daß genügend bombensichere Schutzbauten vorhanden sind und daß Lebensmittelvorräte und Trinkwasser von dort aus zu erreichen sind. Es ist die Aufgabe jeder Regierung, der Bevölkerung den besten Schutz zu bieten.“

Hartmut Klatt meint zu der gleichen Frage: „Während des zweiten Weltkrieges wurden Tausende von Menschen durch den Luftschutz dem Tode entrissen. Daß diese Geretteten, Leuts, Frauen und Kinder, nicht im geringsten dazu beigetragen haben, den Krieg zu verlängern, steht außer Zweifel. Sie waren sich in ihrer Hilflosigkeit und Unfähigkeit in den Luftschutzräumen wohl bewußt und sehnten daher nichts lieber als das Ende dieses furchtbaren und sinnlos gewordenen Krieges herbei. Die Hauptaufgabe des zukünftigen Luftschutzes wird auch heute wieder die Rettung des wertvollen Menschenlebens sein. Daß dies der Bundesregierung auch wirklich als Gesetz vorliegt, geht aus dem 2. Abschnitt des Grundgesetzes hervor, in dem es heißt: Jeder hat das Recht auf Leben und Unversehrtheit. Dieses Grundrecht verwirklicht die Regierung als Stellvertreter des gesamten Volkes, indem sie den Luftschutz aufbaut, ja aufbauen muß.“



Hartmut Klatt  
Schelztor-Gymnasium



Ulrich Köpf  
Schelztor-Gymnasium

Ulrich Köpf schrieb in einem Aufsatz: „Luftschutz ist nur dann sinnvoll, wenn er Sicherheit auch gegen die stärksten Waffen bietet. Die moderne Technik hat Kernsprengstoffe entwickelt, mit denen Städte, ja Landschaften vernichtet werden können. Diese Bomben verwüsten riesige Gebiete, und ihre radioaktiven Bestandteile verseuchen weite Landstriche. Noch bis vor kurzem stand die Technik der Gewalt derartiger Vernichtungsmittel machtlos gegenüber. Nun haben jedoch amerikanische Wissenschaftler, in den letzten Monaten Anlagen erprobt, die gegen die Auswirkungen auch der stärksten Atombomben hinreichend Schutz gewähren. Ja, die Forschung ist auf dem besten Wege, den Menschen selbst vor radioaktiver Strahlung zu schützen. — Damit ist der Beweis erbracht, daß Luftschutz ausreichende Abwehr und Sicherheit bieten kann und damit vollen Sinn und Daseinsberechtigung hat.“

Heinz Wildermuth meinte: „Der Luftschutz ist in der Bundesrepublik nötiger als je zuvor. Gerade Westdeutschland ist so dicht bevölkert. Um den Luftschutz zu organisieren, muß der Staat eingreifen, denn der einzelne ist nicht fähig, sich bei einem Atombomben-Angriff zu schützen. In jeder Gemeinde müssen Verbände aufgestellt werden. Hauptsächlich muß ein gutes Warnungssystem aufgebaut werden. In jeder Siedlung müssen Bunker errichtet werden. Diese Schutzbauten müssen so gebaut sein, daß sich die Menschen dort mehrere Tage aufhalten können. Ferner müssen Medikamente und Verbandsmaterial bereit sein. Die notwendigen Lebensmittel müssen so gelagert und verpackt sein, daß sie nicht verderben. Eine Vielzahl von Helfern vorhanden sein. Sie müssen eine bestimmte persönliche Ausrüstung haben. Natürlich geht das nicht von heute auf morgen. Aber wir sollten schon jetzt um all das bemüht sein.“



Heinz Wildermuth  
Höhere Handelsschule



### BEVÖLKERUNG

Alt und jung aus allen Bevölkerungsschichten verfolgten mit größter Spannung die praktischen Vorführungen der an der Durchführung des Zivilen Bevölkerungsschutzes beteiligten Organisationen. Ein Beweis dafür, daß die breiteste Öffentlichkeit an allen Fragen des praktischen Schutzes wieder regen Anteil nimmt. Erstmals für viele wurde hier in Eßlingen das Zusammenspiel der verschiedenen Verbände gezeigt. Die Beantwortung der Frage nach den gegebenen Schutz- und Hilfsmöglichkeiten war das Hauptthema.



# Aufklärung!

Auftakt in Eßlingen! Hand in Hand mit den anderen an der Durchführung des Zivilen Bevölkerungsschutzes beteiligten Organisationen fand in Eßlingen eine Luftschutz-Werbewoche statt.

In Eßlingen am Neckar fand in der Zeit vom 21. bis 26. September eine Woche des Zivilen Bevölkerungsschutzes statt, an der sich neben dem Bundesluftschutzverband auch das Deutsche Rote Kreuz, das Technische Hilfswerk, die örtliche Feuerwehr und die Polizei beteiligten. „Wir dürfen keine Vogelstraußpolitik betreiben“, sagte der Oberbürgermeister in einer Eröffnungskundgebung des Bundesluftschutzverbandes. Unsere Bildreportage zeigt Ausschnitte von den Einzelveranstaltungen.

## DIE POLIZEI

Moderne Nachrichtenmittel brachte die Polizei zur Vorführung. Auch sie hat im Rahmen des Zivilen Bevölkerungsschutzes bestimmte Aufgaben.

## TECHNISCHES HILFSWERK

Besonderes Aufsehen erregte die Vorführung des Technischen Hilfswerkes mit der Sauerstofflanze. Sie durchdringt die stärksten Mauern.



## AUSSTELLUNGEN

Neben der fahrbaren Luftschutzausstellung enthielt eine Sonderschau viele praktische Hinweise auf zahlreiche Schutzmöglichkeiten.

## HELFER

Viele Frauen und Jugendliche sind bereits jetzt in allen beteiligten Organisationen ehrenamtlich tätig. Viele helfende Hände sind nötig.



## ROTES KREUZ

Das Deutsche Rote Kreuz, gleichfalls mit den modernsten Geräten ausgestattet, führte vor, wie Verletzten im Ernstfall geholfen wird.

## FEUERWEHR

Das kommt praktisch selten vor: Die Rettung aus Feuersgefahr mittels eines Sprungtuches. Aber die Feuerwehr hat dieses Hilfsmittel.



4. Fortsetzung

**E**in Teil des Gartenbodens ist mit Dutzenden bunten, fast leuchtenden Teppichen bedeckt, und auf goldenen Brokatsesseln sitzen in breitem Halbkreis die vornehmsten und schönsten Frauen Arabiens. Sie tragen Kleider von Dior oder Fath und dazu märchenhaften Schmuck. Es geht aber etwas steif dabei, jede Dame spricht nur mit den beiden Nachbarinnen, erhebt sich nie von ihrem Sitz, und es herrscht nach unseren Begriffen eine gedämpfte Stimmung. Zu dem Buran die Vizekönigin auf uns zu, nimmt Buran mit beiden Händen, und Buran muß wieder einmal tanzen.

Der Bauchtanz, wie ich sonst gesehen habe, schafft eine schwüle, sinnliche Atmosphäre; Buran aber tanzt wie eine Elfe, mädchenhaft und beschwingt, und ihr weißes Kleid leuchtet im grellen Licht der Lampen wie frischgefallener Schnee.

Dann begeben wir uns in den Haremgarten, in dem viele kleine Tische schon einladend gedeckt sind. Es sind jetzt über 250 Damen anwesend, alle in großer Toilette mit tiefem Dekolleté. Zu meiner Überraschung sind es Männer im Frack, die uns bedienen, der Orient ist eben das Land der ewigen Widersprüche. Im Spiel der zahllosen bunten Glühlampen sieht jede Damengruppe wie ein großer Blumenstrauß aus, so duftend, so reich an Licht, Farbe und Schönheit.

Alle Frauen hier sind sehr schlank, obwohl sie kaum Bewegung machen; nur Perserinnen und Türkinnen, die hierher geheiratet haben, werden manchmal schwerfällig und dick. Die hiesige Araberin aber nie. Sie ist auch einfach und wenig, wie ich auch heute trotz des überreichen Büfetts merken kann; in ihrer Tiefe ist sie trotz des üppigen Haremslebens eine Beduinin geblieben, ein Kind der Wüste und des Zeltes. Überhaupt lebt der Geist der Wüste in den arabischen Städten weiter. Wenn ein Mord geschieht, ist es nach dem Koran möglich, die Tat mit der „Dia“, dem Blutgeld, zu sühnen. Obwohl die Dia meist einige tausend Pfund beträgt, wird das Geld sofort bezahlt, auch wenn der Mörder ein Bettler war: die Wüste hat eben bezahlt. Denn jeder Mann in der Stadt, der Kaimakan, der Gouverneur, und der einfache Arbeiter gehört immer noch

# Ich war in MEKKA

**Marcella d'Arle, die den nachfolgenden, interessanten Bericht für uns geschrieben hat, will von der Hafenstadt Dschidda aus nach Mekka vordringen. Mit der Melaia, dem schwarzen Umschlagtuch der Ägypterinnen, bekleidet, macht sie sich auf den Weg. Zweimal muß sie umkehren, weil sie als Christin erkannt wird. Durch den Betreten eines Privatautos gerät sie in höchste Gefahr, findet aber in einem Wirt Schutz und Betreuung. Der Polizeipräsident von Mekka, der von dem Vorfalle in Kenntnis gesetzt worden ist, will sie des Landes verweisen. Ihr wertvolles Diplomatenvisum bewahrt sie jedoch vor dieser Maßnahme. Sie zieht in das Hotel „Taysir“ um, befaßt sich eingehend mit der Sklavenfrage.**

zu seiner Sippe in der Wüste, auch wenn er sie in seiner Kindheit verlassen hat. Und in der Zeit der Not läßt die Sippe nicht einmal einen Mörder im Stich.

Auch hier in diesem etwas steifen, etwas gekünstelten Fest der oberen Zehntausend freien Atem der Wüste. Es ist die stolze Bewegung eines Kopfes, eines kräftigen und sehnigen Körpers, es ist auch die königliche Gelassenheit, mit der diese Frauen, die an Harem und an Schleier gewöhnt sind, dem Blick der Männer begegnen, die sie bei Tisch bedienen.

Spät in der Nacht, als die Sterne schon blaß und müde geworden sind, kehre ich in mein Hotel zurück. Auf dem Tisch meiner Terrasse, mit einem Stein beschwert, liegt ein weißer Zettel. Es ist die erste Hotelrechnung, seit ich in Dschidda bin, viel höher, als ich je gefürchtet hatte. Ich werde eben

meine Ringe aus Kuweit verkaufen müssen und dann . . . wie werde ich dann Dschidda verlassen . . . ?

Die letzten Stunden der Nacht sind lang. Endlich wird es Tag, und ich fange an, einen Koffer zu packen, obwohl ich gar nicht weiß, wohin ich gehen soll. Plötzlich aber werde ich zum Telefon gerufen, es ist Hassan Rachache, Chef des Protokolls im Außenministerium.

„Madame d'Arle? Bitte, der König möchte Sie in einer halben Stunde sprechen. Ist es Ihnen möglich? Also gut, dann um zehn Uhr im königlichen Palast.“

„I la el Beit el Meliki“, zum Palast des Königs, sagte ich dem Chauffeur. — „Zum großen oder kleinen Palast?“ fragte der Mann. — Das weiß ich selbst nicht und antworte aufs geratewohl: zum großen. Ich hoffe, gut geraten zu haben, denn ich habe nur mehr zwölf Minuten Zeit. Als ich aber vor einem

großen, weißen Palast aussteige, sagen mir die Soldaten der Wache, daß der König nicht da sei. Frauen dürfen den Palast überhaupt nicht betreten, ich müsse also weggehen.

Aber in diesem Augenblick fährt san Rachace, der Chef des Protokolls, an mir vorbei in den Hof. Als ich zu ihm will, halten mich die Soldaten mit gefällten Bajonetten zurück, während Bittsteller und Bettler, die auf die Ausfahrt des Königs warten, mich ganz offen auslachen . . . eine Frau, noch dazu eine Europäerin, die in den großen Palast zur Audienz will!

Fünf Minuten vor zehn Uhr, dann drei Minuten . . . und Könige sind pünktlich . . . !

Endlich erscheint der Protokollchef am Tor des Palastes und schaut mit besorgter Miene um sich. Jetzt erblickt er mich und gibt den Soldaten den Befehl, mich einzulassen. Der Offizier aber, der das zweite Tor bewacht, will mich nicht passieren lassen, weil . . . die Ärmel meiner Bluse zu kurz sind. Ich werfe den Schleier, den ich auf dem Kopf trage, über die Arme und darf endlich den Palast betreten, gerade in dem Augenblick, als der Staatsminister Yussuf Yassine meinen Namen ausrufen läßt.

Punkt zehn Uhr betreten wir, Exzellenz Yussuf Yassine, Herr Rachace als Chef des Protokolls und Dolmetsch und ich den Thronsaal.

Wie ein einfacher Scheich, der seine Gäste bei unserem Eintreten. In seiner schlichten, weiß-braunen Beduinentracht wirkt er viel jünger, als sein Alter von 53 Jahren: ein Riese, mehr als zwei Meter groß, der gerade vorgestern, ich weiß nicht zum wievielten Male, wieder geheiratet hat.

König Saud hat schon jetzt 54 Söhne, schon um zwei mehr, als sein Vater König Ibn Saud, wie er in Europa genannt wird, obwohl sein richtiger Name Abd ul Aziz ist. Wie viele Töchter König Saud hat, dürfte wohl kaum jemand wissen, denn ich habe selbst viele Prinzessinnen nach der Zahl ihrer Schwestern gefragt und immer die gleiche lächelnde Antwort erhalten: „Viele, sehr viele.“

Wir können messen, wie König Abd ul Aziz oder König Saud nicht mit unserem europäischen Maßstab messen, sie sind Titanen der Wüste, von Gott mit tieferem Atem, mit größeren Kräften und wärmerem Herzen beschenkt. Ich habe oft König Saud mit seinen Kindern gesehen, mit den kleinen, die kaum gehen konnten, mit den heranwachsenden jungen Männern. Er ist der gebo-



**In Er Riyad, der Residenzstadt des Königs, herrscht noch rein arabisches Leben. Auf dem Marktplatz, dem Souk, den unser Bild zeigt, kaufen die Männer den Lebensmittelbedarf ihrer Familien ein. Die Frauen brauchen sich darum nicht zu kümmern. Sie kennen weder das Einkommen ihres Mannes noch wissen sie über Preise und Mieten Bescheid. Ihre Arbeit gilt der Pflege der Kinder.**



rene Vater, bestimmt schon seit seiner Kindheit, so wie manches kleine Mädchen schon beim Puppenspielen mütterliche Gefühle zeigt.

Einmal sah ich, wie der König geduldig von Koch zu Koch wanderte, um für eine Schar kleiner Töchter eine besonders heiß gewünschte Marmelade zu finden. Dann habe ich ihn, es war auch in Er Riad, auf dem Boden hokkend in wichtigen Verhandlungen mit einem winzigen Prinzen gesehen, der durchaus ein Haremsfest mit seinem Weinen stören wollte. In einem der prächtigen Gärten von Er Riad sah ich ihn im Kreise seiner erwachsenen Söhne, heiter und gelassen, wie ein Weiser der Antike. Und ich weiß, daß ihm Gott mehr als hundert Kinder geschenkt hat, weil er jedem seiner Kinder durch ein Wunder seine volle Liebe schenken kann.

Auch den Frauen gegenüber ist der König überaus götig und großmütig. Jede Frau, auch wenn er sie nur einmal berührt hat, erhält eine lebenslängliche auskömmliche Rente: er bekennt sich zu ihr, er beschützt sie und hilft ihr, selbst wenn sie wieder geheiratet hat. War die Frau vorher eine Sklavin, wird sie sofort frei, und auch diese Kinder erhalten den Titel „Emir“ und königliche Rechte. Nichts Unreines und Geheimnis haftet an diesem patriarchalischen Leben, alte Gestalten der Bibel werden wieder lebendig in ihm, warmblütig und götig.

Auch die Mission, die er in diesem endlos weiten Lande zu erfüllen hat, ist groß. In langen schweren Kämpfen hat sein Vater aus räuberischen, sich ewig befehlenden Beduinen Staatsbürger eines Königreiches gemacht. Jetzt muß König Saud aus ihnen Ärzte, Lehrer, Ingenieure, Architekten machen, muß die große schöpferische Kraft des Bürgertums aus der Wüste hervorzubringen, in der heute noch die Beduinen wie vor tausend Jahren leben.

Vielleicht werden die hundert Kinder des Königs einmal die Führer dieses neuen Bürgertums werden, denn sie studieren fast alle und sind schon selbst in einem Sinne die Repräsentanten dieses neuen Standes geworden.

Ungeheuer Großes hat König Abd ul Aziz geleistet und doch hat er seinem Lande keine einzige Mädchenschule geschenkt.

„Ich aber“, sagt mir der König im Verlaufe unseres langen Gesprächs, „habe mich doch entschlossen, die erste Mädchenschule des Landes in Mekka zu eröffnen. Bisher haben die Frauen aus reicher Familie immer zu Hause studiert, und an den Unterrichtsstunden



**Junge Herren aus königlichem Geblüt!** Zwei der vierundfünfzig Söhne, die König Saud — jetzt schon — besitzt. Die Anzahl seiner Töchter steht nicht genau fest. Sicher ist jedoch, daß er mehr als hundert Kinder insgesamt mit neunundachtzig Frauen hat.

konnten auch ihre Sklavinnen oder auch Mädchen aus ärmeren Kreisen teilnehmen. Dieses System hat sich bewährt Jahrtausende lang, weil nur Mädchen studiert haben, die Freude daran hatten. Jetzt sind die Zeiten anders und es soll auch anders werden, es ist aber für mich ein schwerer Entschluß, denn unsere Frauen waren bisher sehr glücklich.

Unser Land hat ungefähr zehn Millionen Einwohner, Schulen aber hatten wir bisher nur wenige. Nur in Mekka gibt es eine Universität für Literatur und muselmanisches Recht; die Absolventen dieses Faches werden dann Richter des muselmanischen Gerichtshofes und haben den Titel Schariah. Ich habe in diesem Jahre für das Schulwesen zehn Millionen Pfund bewilligt, damit sollen auch neue Schulen errichtet werden. Wir haben auch große und sehr moderne Spitäler gebaut, in Er Riad und in Taif.

Der König bittet mich dann, an ihn Fragen zu stellen, wenn mich etwas interessieren sollte.

„Welchen Mann bewundern Sie am meisten?“

„Meinen Vater, der unser Land geeinigt und dann groß und stark gemacht hat. Er war ein sehr tapferer Mann, aber doch nie grausam, und immer gerecht auch seinen Feinden gegenüber. Obwohl ihn Gott unermesslich reich

werden ließ, so lebte er doch einfach und bescheiden, wie wir Wahabiten alle leben sollten. Wenn Sie nach Er Riad kommen, besuchen Sie sein Grab, er ruht unter einem namenlosen Sandhügel wie jeder Beduine.“

Nach einer Weile fragte ich noch: „Glauben Sie, daß die europäischen Frauen glücklicher sind als die Araberrinnen?“

„Nein, bestimmt nicht, Sie werden es bald selbst sehen, wenn Sie die Königin und die anderen Damen meiner Familie besuchen werden. Aber auch die Frau aus dem Volk hat immer einen Mann oder einen Bruder, einen Sohn, der ihr jede Sorge fernhält. Und für die Frauen, die wirklich ganz allein sind, gibt es in jeder Stadt Hospize, wo sie umsonst leben können. Wie Sie vielleicht wissen werden, muß jeder Moslim am 27. des Monats Ramadam ein Zehntel seines Einkommens für die Armen spenden, und ein großer Teil dieses Geldes fließt diesen Frauenheimen zu.“

„Ist es wahr, daß Sie im Haram von Mekka keinen Sonderplatz haben, sondern mitten in der Menge beten?“

„Ja, vor Gott sind wir alle gleich.“

„Wird jeder, der ein ernstes Anliegen hat, von Ihnen empfangen?“

„Jeder, auch ein Sklave. Der König in unserem Lande muß der Vater seines Volkes sein.“

Dann fragt mich König Saud, ob ich



**Prinz Faisal, 45 Jahre alt, ein Bruder des Königs, ist Vizekönig von Hedschas und zugleich Außenminister Saudi-Arabiens.**

selbst einen persönlichen Wunsch habe, er werde ihn gerne erfüllen.

Ich hole tief Atem:

„Ja, bitte, ich möchte nach Mekka.“

„Das will ich lieber nicht übersetzen“ sagt der Chef des Protokolls verlegen.

Aber schließlich kann ich selbst soviel arabisch:

„Aná ashab ila al Maki.“

Ich glaube, daß sogar die beiden Soldaten an der Türe erschrocken zusammenfahren. Der König aber sagte nach einer Weile götig:

„Treten Sie zu unserem Glauben über, dann steht Ihnen Mekka offen. Vorher müssen Sie zwei Jahre in Saudi-Arabien leben, damit wir uns überzeugen können, daß Sie wirklich eine gute Mohammedanerin geworden sind.“

\*

Ich muß also auch diese letzte Hoffnung aufgeben, das Vernünftigste, das ich jetzt noch tun kann, ist, das Land sofort zu verlassen. Heute noch werde ich die beiden Ringe aus Kuwait verkaufen...

Auf meinem Weg zum europäischen Viertel bleibt plötzlich ein Auto neben mir stehen.

„Sie sind Frau d'Arle?“ spricht mich ein unbekannter Mann an. „Ich habe Sie gestern gesehen, als Sie das Fest der Vizekönigin verließen. Unser Chauffeur war krank, so mußte ich meine Schwester abholen. Wohin darf ich Sie bringen?“

„Ja, zum Hafen bitte.“

Es muß ein Schiff fahren und mich mitnehmen, ich werde dann in Italien das Fahrgeld zurückzahlen, hier kann ich nicht länger bleiben.

Aber im Hafen erfahre ich, daß das nächste Schiff erst in zehn Tagen fahren wird.

„Mein Gott“, denke ich, aber meine Worte fallen ins Leere, ohne ein Echo zu erwecken, es ist, als hätte mich Gott verlassen.

„Meine Schwester hat mir von Ihnen erzählt, auch daß Sie so gerne nach Mekka möchten“, sagt plötzlich der Mann an meiner Seite. „Immer habe ich mich gefragt, warum?“

Ja... warum? Gestern oder auch noch vor einer Stunde wußte ich es, jetzt habe ich es vergessen, alles ist leer und dunkel in mir.

„Meine Schwester hat mir erzählt, daß Sie nicht rauchen, daß Sie keinen Alkohol trinken, ja nicht einmal Fleisch essen; Sie sind eigentlich auf dem richtigen Wege, eine gute Mohammedanerin zu werden. Sie wissen doch, daß wir Wahabiten die einzigen Moslems sind, die gerne Fremde für unseren Glauben gewinnen, und es gibt auch wirklich in unserem Lande viele Europäer, die Mohammedaner geworden sind. Kennen Sie vielleicht die Bedeutung dieser Worte: ‚La Illah illa Allah, Mohammedun Rassul Allah?‘“

„Ja, sie bedeuten: Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet. Es ist ja auch richtig.“

(Fortsetzung folgt)



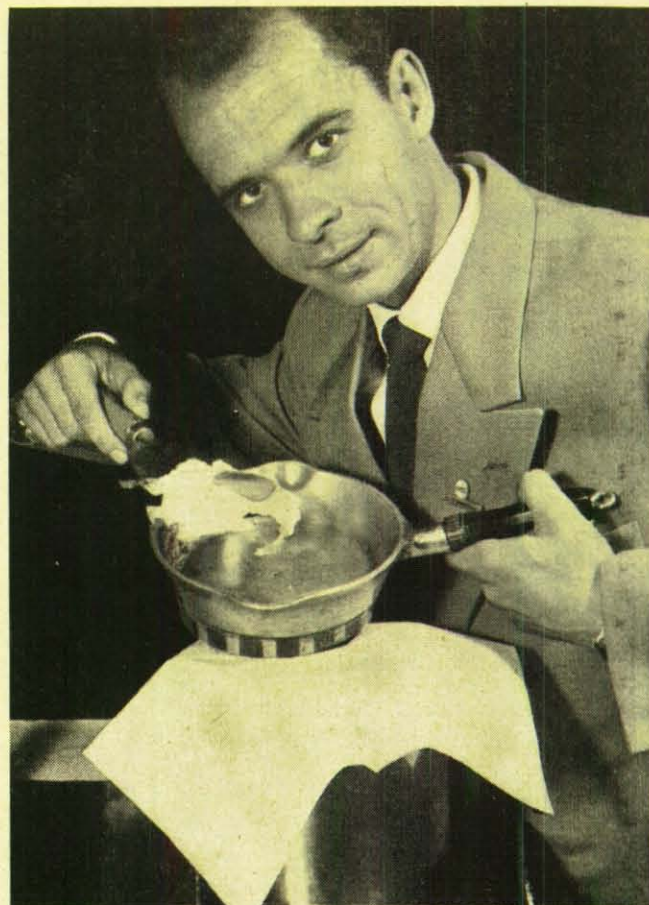
**König Saud besucht in Dschidda einen Druckereibetrieb.** Die von dem weitsichtigen Herrscher angestrebten Reformen seines Landes beziehen sich auf fast alle Zweige der Wirtschaft, des Verkehrs, der Verwaltung und nicht zuletzt der Erziehung. Sein Hauptanliegen gilt darin, Saudi-Arabien ein solides Bürgertum zu schaffen. Dazu bedarf es guter Schulen und auch befähigter Erzieher.

**Wunderkräfte der Chemie und Physik  
auf der Bühne vorgeführt und erläutert**

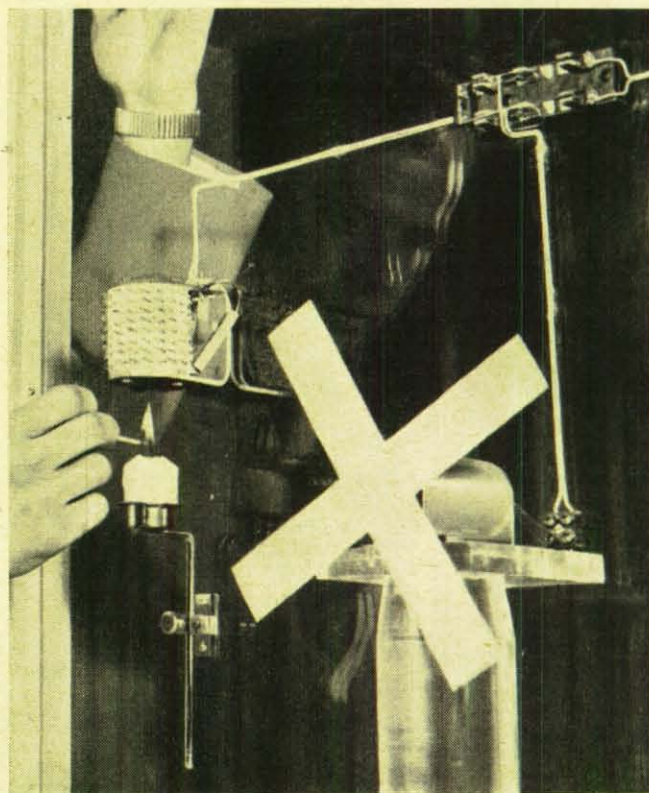
*Da staunt der Laie!*



◀ **Spiegelei gefällig?** ▶  
Besonders delikat, auf kalter Herdplatte gebraten. Als Beweis, daß die Platte auch wirklich kalt ist, wird ein Taschentuch unter die Pfanne gelegt. Der Erfolg — nach kurzer Zeit — Ei gebraten, Taschentuch unversehrt. Des Rätsels Lösung? In dem „Kalten Herd“ läuft Wechselstrom über eine Spule und erzeugt ein Magnetfeld, das die Pfanne erhitzt, indes der Herd selbst kalt bleibt.

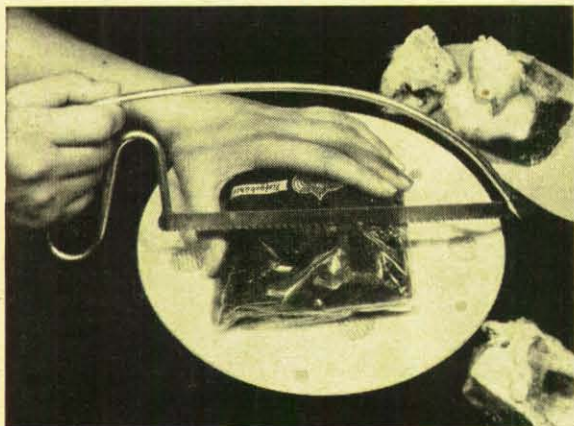


◀ **Düsenantrieb** — sinnvoll veranschaulicht! Mit einem Schlagbolzen durchstößt dieser junge Mann den Kapselverschluß einer Kohlendioxidpatrone, die am Heck des Düsen-Jäger-Modells sitzt. Das Gas strömt aus, drückt sich mit großer Kraft von der Patroneninnenwand ab und — im Hundert-Kilometer-Tempo schießt das Flugzeug, vom Führungsdraht gehalten, über die Bühne. Vollwertigen Lärm produziert ein kleines Triebwerk, und die begeistertsten Zuschauer jubeln.

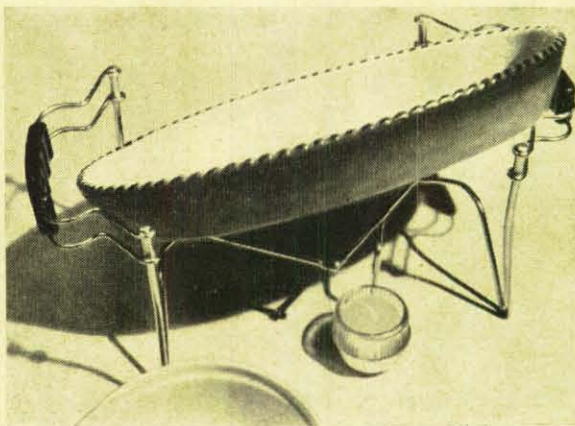


▶ **Ein Sonnenmotor** für zwei Treibstoffe erregt besondere Aufmerksamkeit. Da sich im geschlossenen Vortragsraum die Sonne natürlich nicht auswerten läßt, muß — nach Wahl — entweder eine Kerzenflamme Wärme oder eine 150-Watt-Lampe Licht spenden. Wird der Motor durch Wärme angetrieben, so vollziehen Thermolemente die Energieumwandlung, bei Lichtbetrieb aber sind es fotoelektrische Zellen.

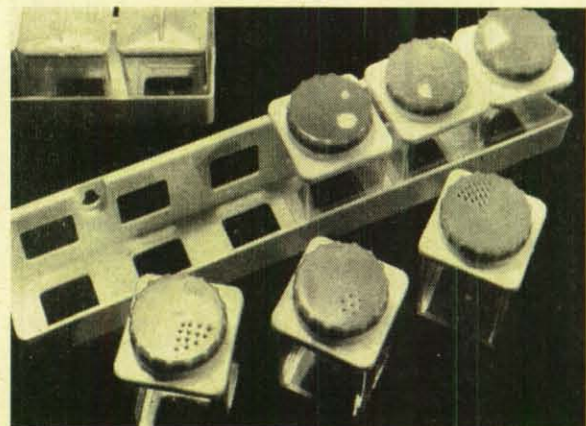
## Praktische Geräte für den modernen Haushalt



**In Scheiben geschnitten:** tiefgekühlter Spinat! Mühelos zerteilt diese leichte, äußerst handliche Küchensäge die vereisten Gemüsepackungen in gewünschte Stücke. Und nicht nur das. Auch dickste Rinderknochen und selbstverständlich ebenso Geflügel zerlegt sie (Gebr. Funke, Sundern/Sauerl.).



**Gar nicht mehr schwierig** ist es jetzt, feuerfeste Formen auf den Tisch zu bringen. Mit diesem verstellbaren Schüsselhalter, der lange, aber auch kurze Formenaufhänger hat, geht das völlig reibungslos. Der Clou: ein ausschwenkbare Teelicht, das die Speisen warmhält (Gebr. Funke, Sundern).



**Diese Gewürzmenage** setzt sich aus sechs Plastik-Behältern zusammen, deren Kappen verschieden geformte Öffnungen aufweisen und durch Drehung luftdicht verschlossen werden können. Den Gewürzen bleibt auf diese Weise das volle Aroma erhalten (Hünnersdorf-Bührer, Ludwigsburg).

# Eis aus Neu-England

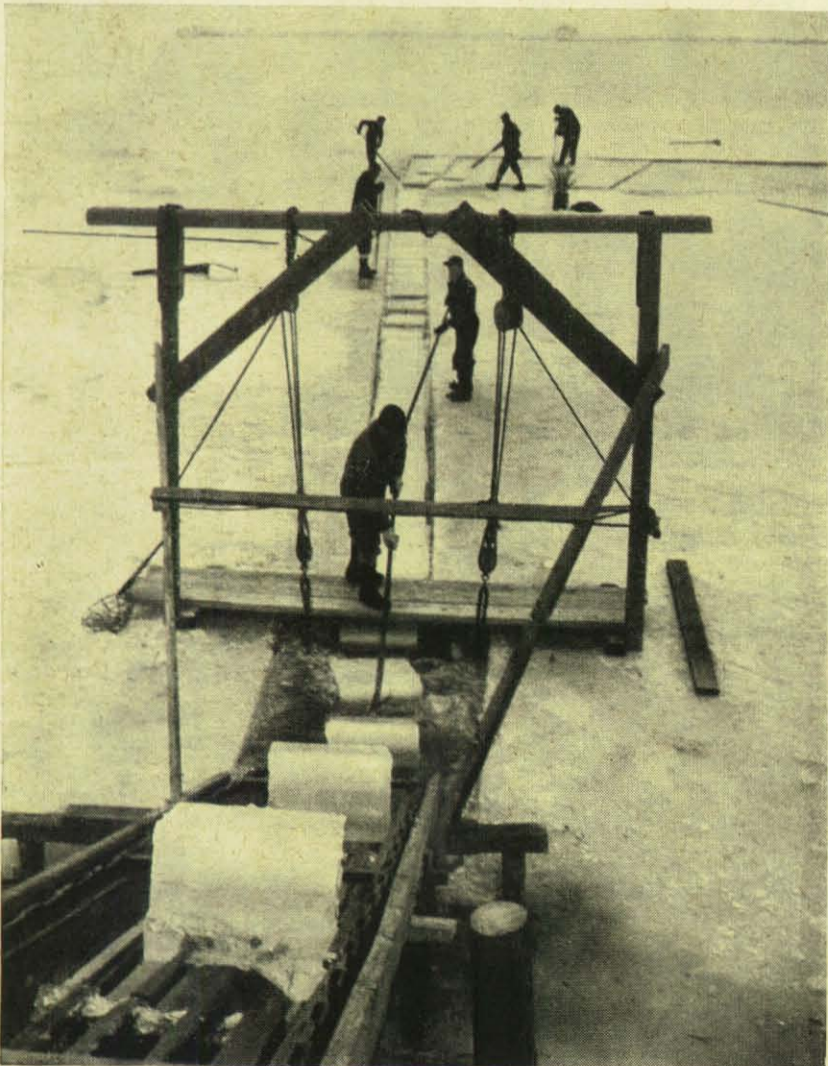
Im vorigen Jahrhundert wurde es in alle Welt exportiert



*Der Eisexport aus Neu-England* ist heute, wo es in aller Welt elektrische Kühlanlagen gibt, völlig erloschen. Im vorigen Jahrhundert aber gehörte ein Bild wie dieses zum täglichen Leben auf den großen Flüssen und Seen des Landes. Wenn das Eis die nötige Dicke erreicht hatte, wurde es von einer motorgetriebenen Eissäge, die von zwei Mann bedient werden konnte, in große Blöcke geschnitten, die in alle Welt, vor allem nach Südamerika und nach West-Indien, exportiert wurden. Auf dem Chickawauke-See, wo die Bilder unserer Reportage gemacht wurden, schneidet man heute nur noch Eis für den eigenen Bedarf, weil große Fischerei-Häfen in der Nähe sind, die das Eis zum Verpacken ihrer Fischladungen immer dringend benötigen.



*Auf dem festen Eis stehend*, stoßen die Männer mit langen Stangen, an deren unteren Enden Eisenhaken befestigt sind, die Eisblöcke vorwärts. Dies ist aber erst möglich, wenn ein Kanal in die Eisdecke des Sees geschnitten worden ist. Die Blöcke wandern dann gewissermaßen von Hand zu Hand. Es ist eine mühsame Arbeit, da in den Seen gewöhnlich keine Strömungen herrschen. Im sogenannten Eis-Haus werden die Blöcke nach Größe sortiert, gestapelt und schließlich verladen.



*In wenigen Stunden* kann dieses Gerüst vor dem Eis-Haus, von wo aus die Blöcke gewissermaßen „am laufenden Band“ eingebracht werden, abgebaut und wenig später an einer anderen Stelle in einem gewissen Radius um das Eis-Haus wieder aufgebaut werden. Diese schnelle Beweglichkeit ist erforderlich, weil jeden Tag neue Kanäle geschnitten werden müssen, da die alten sehr bald wieder zufrieren. Eine sehr naßkalte Arbeit!

*Im Eis-Haus* endet das Fließband. Jeder ankommende Block wird behende mit den Eisenhaken beiseite gezogen, da Sekunden später der nächste ankommt. Eine Stauung muß unbedingt vermieden werden, weil man über einen wirren Haufen von großen Eisblöcken kaum noch Herr werden könnte. Deshalb müssen hier immer mehrere Arbeiter bereitstehen. Die Männer tragen Schuhe wie Bergsteiger, damit sie auf den glatten Flächen nicht ausrutschen.



# Grönla



◀ *Durch das Treibeis des Nordmeers ziehen die Schiffe der US-Marine ihren Weg. Sie sind unterwegs nach Thule, der großen amerikanischen Flugbasis in unmittelbarer Nähe des Nordpols. Sie bringen Material und Ausrüstung für die amerikanischen Soldaten und Ingenieure, die hier seit Jahren in der weißen Einsamkeit leben. Die Schiffe sind mit Geräten versehen, die ihnen Forschungsaufgaben ermöglichen.*



Die Landung eines Transporters ist immer ein großes Ereignis in der Eiswüste um Thule. Großer der dringend erwarteten Ankunft von Material haben die Männer Gelegenheit, mit Menschen zu sprechen, die von draußen kommen, die noch vor Wochen eine richtige Stadt in den USA gesehen haben, die berichten können, wie es zu Hause geht. Das Schiff auf unserem Bild hat schwere Amphibienfahrzeuge an Bord.

## Bei den „Eiswürmern“ in Thule

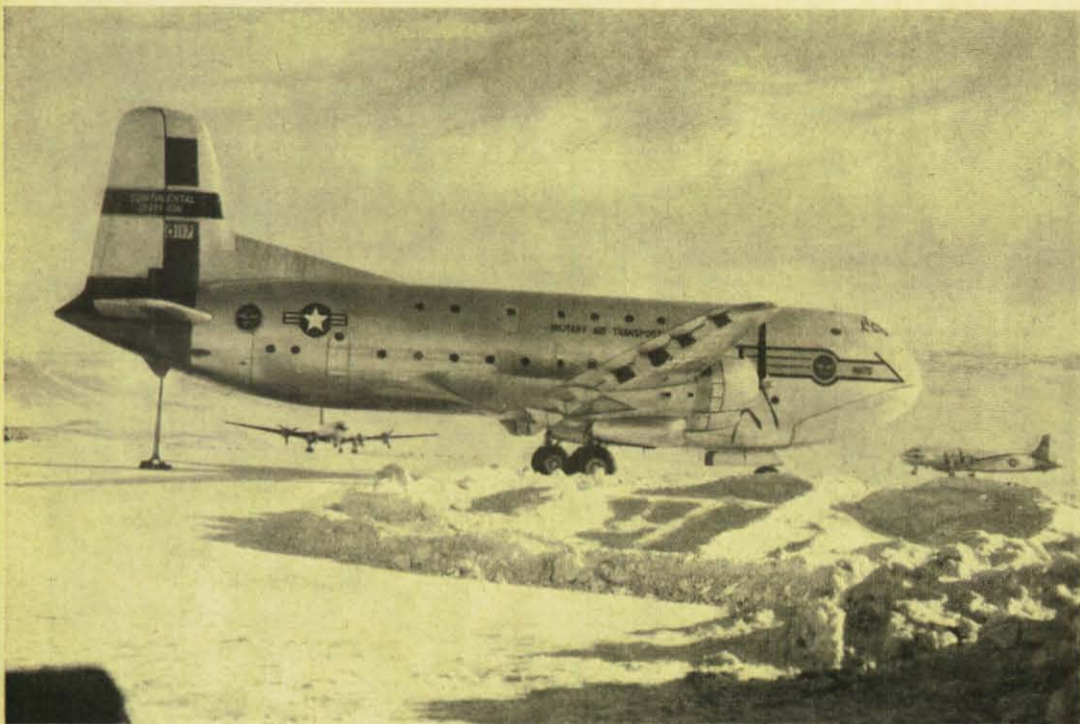
Schon im Jahre 1927 bezeichnete der bekannte dänische Forscher Knud Rasmussen das Gebiet um das heutige Thule als einen glänzend geeigneten Ort für eine Flugbasis. In den Jahren 1945—1946 wurde dann tatsächlich ein kleiner Flugstützpunkt errichtet, um eine dänisch-amerikanische Wetterstation mit Nachschub zu versorgen. Heute, 30 Jahre nach der Vermutung Rasmussens, haben die Vereinigten Staaten mit Unterstützung der dänischen Regierung eine der größten Flugbasen der Welt an dieser Stelle im ewigen Eis des Nordpols errichtet.

Über künstliche Dämme dröhnen die Lastwagen, beladen mit Geröll und Schotter. Ihre Fahrt führt vorbei an den bizarren Eisbergen. Das Transportschiff ist eine der wenigen Verbindungen zur Außenwelt.



# nd: Tor zur Welt

Der ZB-Reporter  
im ewigen Eis



**Sicher auf dem Eis gelandet** sind die Transportmaschinen. Die riesige Eisfläche, die niemals taut und fester als Beton ist, erwies sich als eine geradezu ideale Rollbahn für Flugzeuge. Durch den Ausbau dieses großen Luftstützpunktes, der etwa 1100 km oberhalb des nördlichen Polarkreises liegt, haben die Vereinigten Staaten den Aktionsradius ihrer Luftstreitkräfte um ein Vielfaches erweitert. Weite Teile Rußlands können von hier aus erreicht werden. Diese Tatsache unterstreicht noch die Bedeutung Thules.



**Hier studieren Soldaten**, die die „Eiswürmer“, wie man scherzhaft die Männer in Thule nennt, ablösen sollen, vor dem Abflug eine Karte. Noch schwitzen sie in ihren dicken Fellanzügen. In einer harten Ausbildung wurden sie auf den Einsatz im ewigen Eis und Schnee sorgfältig vorbereitet. In die Maschine werden noch die letzten Kisten mit Fleischkonserven verladen.

**Eine gewaltige Baustelle** ist die nähere und weitere Umgebung des Luftstützpunktes geworden. Hier entstehen große Hallen für die Maschinen. Im Hintergrund rechts kann man ein riesiges Lager von Ölfässern erkennen. Von Thule aus soll der Radius der Flugzeuge durch einen mächtigen Tunnel, der 800 km durch das Grönlandeis nach Pearyland führen wird, noch vergrößert werden. Da jede Fortbewegung auf der Eisoberfläche wegen der schneidenden Kälte und der orkanartigen Stürme fast unmöglich ist, wäre der Tunnel durchs Eis eine ideale Verbindungsstraße für Mensch und Material. Seit Jahren wird Tag und Nacht fieberhaft an der Verwirklichung des gigantischen und strategisch so bedeutsamen Projekts gearbeitet.

**Erkundungslüge** über die Eis- und Wasserwüste gehören mit zu den täglichen Aufgaben der Männer in Grönland. Spezialhubschrauber, die sowohl mit Rädern als auch mit Kufen oder wie der auf unserem Bild mit Schwimmern ausgerüstet sind, erwiesen sich dabei als unentbehrliche Helfer. Nicht das ganze Jahr über können Schiffe bis in die Nähe Thules vordringen. Und für die Flugzeuge müssen die Bedingungen genau und ständig untersucht werden. Thule ist nicht nur als militärische Flugbasis von größter Bedeutung. Von hier aus soll auch ein weltweites Netz von Passagierlinien in Zukunft den Erdball umziehen. Die Entfernungen würden dadurch noch mehr zusammenschrumpfen und die Flugzeiten noch kürzer werden.



Bei der Einweihung einer Berufsschule im Landkreis Erlangen spielt ein Blockflötenchor den Choral „Lobe den Herren“. Die Musizierenden sind Buben und Mädchen von kaum mehr als vier Jahren. Die Zuhörer staunen. „Wie kriegen die Kleinen das hin?“ fragen sie verwundert. „Können denn heute schon Knirpse Noten lesen?“ — Ja, sie können es. Eine geschickte Lehrmethode ermöglicht das. Die Kindergärtnerin Gertrud Fischer hat sie erdacht. Und das kam so:

„Versuch's noch mal, René“, sagte Tante Gertrud, die Kindergärtnerin der Framus-Werke, zu dem vier alten Sohn des Firmeninhabers, der mit trotzigem Gesicht vor ihr steht. „Du weißt doch. Am Sonntag hat Papa Geburtstag. Wie der sich freuen würde, wenn du ihm ein Liedchen auf der Flöte vorspielen könntest!“ — „Ich vergeß es aber immer“, antwortet der Junge weinerlich. Und damit hat er recht. Sein Gehör ist nicht gut. Die Kindergärtnerin weiß das. Sie quält ihn darum auch nicht länger, aber denkt darüber nach, eine ganze Nacht lang. Dann hat sie eine Idee! Am nächsten Morgen sucht sie sich Buntstifte und Notenpapier hervor und beginnt zu arbeiten. Sie will dem kleinen René eine Gedächtnisstütze, ihm Noten schaffen, die er auch lesen kann. Darum setzt sie auf die Linien des Papiers statt der Notenköpfe kleine Männlein, blaue, rote, gelbe, acht verschiedene Farben für acht verschiedene Töne. Die Dauer einer Note bildlich darzustellen ist nicht einfach. Aber auch dafür findet Gertrud Fischer eine verblüffend einfache Lösung. „Eine halbe Note“, so erklärt sie René, der ihrem Tun interessiert zuschaut, „dauert ziemlich lange. Sie muß daher auf einem Stuhl sitzen.“ Mit wenigen Strichen zeichnet sie unter dem Notenmann einen Stuhl. „Eine Viertelnote ist kürzer, das Notenmännlein muß darum gehen, marschieren. Und die Achtelnoten, das sind die ganz Eiligen. Die gehen so schnell, wie wir, wenn es regnet. Geben wir ihnen daher einen Regenschirm. Na, und die ganzen Noten, die haben viel, viel Zeit. Die



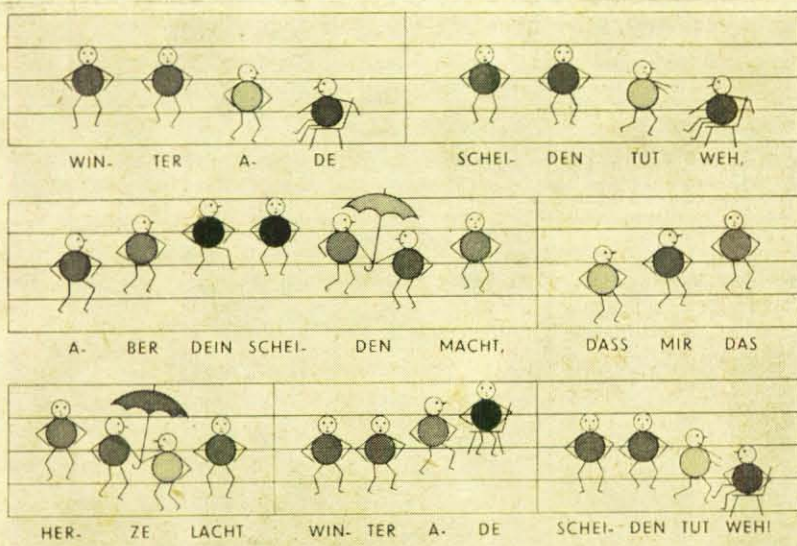
legen wir darum gleich in ein Bett.“ Vergnügt klatscht René in die Hände. Ihm gefällt dieses neue Spiel mit den bunten Männlein. Und spielend lernt er, was zu lernen ist. Am Sonntag klappt das Geburtstagsständchen vorzüglich, und Gertrud Fischers Notenschrift findet allgemeine Anerkennung. 40 Kinderlieder hat sie bisher schon in dieser Weise umgesetzt, zur Freude ihrer kleinen Schützlinge, denen das Musizieren nun erst richtigen Spaß macht.

**Kleine Musikanten in der Übungsstunde!** Alter als vier Jahre ist kaum einer von ihnen. Dennoch flöten sie ihre Töne so sicher „vom Blatt“, daß selbst Axel und Lumpi, die beiden kritischen Dackel, nichts daran auszusetzen haben. Gertrud Fischer, die Kindergärtnerin (im Bilde rechts) brachte ihnen das bei. Sie erfand eigens eine Notenschrift, die dem kindlichen Vorstellungsvermögen entspricht. Die Kleinen sind ganz begeistert.

# FLÖTENTÖNE

## RICHTIG BEIGEBRACHT

### Notenmännlein für die Kleinen



**Die Notenmännlein stellen sich vor!** Sie sitzen auf den richtigen Linien, heißen aber nicht c oder d, sondern werden nach ihren Farben benannt. Das rote Männlein entspricht dem h, das blaue dem c, das gelbe dem a. Die halbe Note dauert länger an, darum sitzt sie auf einem Stuhl. Die Viertelnote ist kürzer, deshalb wird der Notenmann beim Gehen dargestellt. Und die Achtelnoten tragen sogar Schirme, weil sie eilen.



**Dem müden Puppenkinde ein Wiegenlied?** Das kann ich leicht haben, denkt die zärtliche Puppenmutter Erika und beordert hierzu zwei ihrer zahlreichen Gespielinnen. Mit geschlossenen Augen, wie ein routinierter Musikkritiker im Konzertsaal, lauscht sie dann dem Blockflötenduo, das die beiden Musikantinnen darbieten. Später folgt die Kritik. Denn auch sie, so klein sie ist, versteht doch schon etwas von Notenmännlein und Flöten.

# WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

13. Fortsetzung

„Sie erzählten mir auch, daß Sie keine Geschwister haben.“

„Nein, ich habe keine Geschwister“, antwortete Arnold. Sein Staunen wuchs.

„Sie haben auch niemand sonst in Deutschland, der Ihnen nahesteht? Sie haben nie geschrieben. Sie erhielten keine Post. Ich nahm also an, daß Ihnen niemand so nahesteht, daß Sie's für nötig hielten, ihm zu schreiben — daß — Sie — leben.“

Arnold zögerte, dann sagte er:

„Sie haben richtig beobachtet, Jean.“

„Ich habe richtig beobachtet“, wiederholte der Alte. „Sehen Sie, weil ich das bemerkt hatte“, fuhr er fort, „und weil mein Arzt mir im vorigen Frühling etwas sagte, was sehr entscheidend ist, und weil ich sah, wie Fräulein Helen und Sie zueinander fanden, da dachte ich mir: Es wird schon alles seine Bestimmung haben. Ich weiß nicht genau, Monsieur, ob Sie an Gott glauben. Monsieur Naudeau glaubte an Gott. Da dachte ich immerzu: Monsieur war Naudeaus Freund, vielleicht glaubt er auch an Gott und an dessen Ratschluß. Also vertraut der Herr der Fügung des Himmels. Und dieser Himmel hat ihn hierher geschickt, an Naudeaus Stelle, zu einer Zeit, als es Zeit war, daß Naudeau heimkam in seiner Väter Haus. Denn es ist Zeit geworden, Monsieur, daß ein Junger heimkam in dies Haus; Ich werde es nicht mehr lange pflegen und bewahren können. Ich wollte es Ihnen nicht sagen, bevor es nötig war. Aber heute haben Sie mich erschreckt, und deshalb muß ich es Ihnen sagen: — daß — ich — nicht mehr lange leben werde. Gott hat Sie uns zur rechten Zeit geschickt, an Naudeaus Stelle, so wie er mir die Krankheit schickte, die nicht mehr zu heilen ist. Ich habe Krebs. Das ist nicht schlimm. Denn Naudeau ist mit Ihnen heimgekehrt. Und ich glaube, daß Sie das wissen, daß seine Seele in Ihnen wohnt. Das wollte ich Ihnen sagen, Monsieur. Ich wurde kleingläubig im Angesicht Ihrer Not. Aber ich habe wieder Hoffnung gefaßt. Ich möchte nur, daß Sie es so sehen wie ein alter Mann, der im Angesicht des Todes an eine göttliche Weisheit glaubt.“

Nach diesen Worten, die erst mit schwankender und dann mit fester Stimme vorgebracht worden waren, schwieg der alte Mann. Er hielt seine schimmernden Augen fest auf Arnold gerichtet, und es schien dem verwundert Lauschenden, als überflamme ihn große Gläubigkeit. Er fühlte einen Stich im Herzen, als er das Wort Krebs vernahm, kämpfte gegen die Rührung, die ihn überfiel. Krebs! — Aber was sagte Jean noch alles, außer daß er gläubig den Tod erwarte? Arnold legte seine Hände auf die des Alten und fragte:

„Ist es denn sicher, was der Arzt sagte? Wo steckt es denn?“

„Im Darm, Monsieur. Ich sollte mich operieren lassen. Dann kamen Sie. Ich ließ mich nicht operieren. Bei so einem alten Mann muß es auch mal sein Ende haben.“

„Man müßte sich's überlegen, ob das nicht gut wäre mit der Operation... Nennen Sie mir Ihren Arzt, damit ich mit ihm sprechen kann...“

„Nein“, wehrte Jean ab und entzog Arnold die Hände. „Lassen Sie mich nur. Eine Operation zieht alles nur hinaus. So ist es viel einfacher für uns alle. Wenn's einmal nicht mehr geht,

Bei einem Bombenangriff wird der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, in Hamburg getötet. Heim, der den Freund tot auffindet, übergibt einem Friedhofwärter die nötigen Ausweispapiere. Dabei kommt es zu einer Verwechslung: Der Alte trägt nicht Rollés, sondern Heims Namen in das Totenregister ein. Damit ist Heim, den Urkunden nach, gestorben. Tatsächlich fährt er aber mit den Ausweisen seines toten Freundes in die Schweiz, nach Castagnola, dem Familienwohnsitz der Rollés. Jean, dem alten Diener des Hauses, vertraut er sich an. Sie beschließen, daß Heim unter Jeans Obhut die Beendigung des Krieges abwarten solle. Heim wird daher als Naudeau Rollé polizeilich gemeldet und lernt eines Tages Helen, die anmutige Tochter seines Nachbarn Poßhard, kennen. Er liebt das Mädchen vom ersten Augenblick an, wagt aber nicht, es in sein Geschick einzubeziehen. Durch den Verleger Kocher wird er zur Niederschrift seiner Erlebnisse angeregt. Eines Tages unternimmt er mit Helen zusammen eine Bergwanderung. Dabei verhelfen sie einem deutschen Soldaten zur Flucht über die Schweizer Grenze. Anschließend fährt Arnold Heim nach Bern, wo seine Kriegsdiensttauglichkeit überprüft wird.

such' ich mir ein Krankenhaus. Francesca wird für Sie dann allein sorgen...“

„Sagen Sie mir die Adresse Ihres Arztes...“

„Viel wichtiger, Monsieur, ist das mit Ihnen. Darüber möchte ich jetzt sprechen, ... und Sie sagen nichts.“

„Was soll ich sagen, Jean? — Ob ich an Gott glaube, fragten Sie. Ich glaube an Gott, weil ich nicht an den Zufall glauben kann.“

Arnold verstummte und sah Jean an, der sich erhob, vor ihm stehenblieb, nicht die Augen von ihm ließ. Jean fragte:

„Also glauben Sie auch, daß es kein Zufall war, daß Sie hierher gekommen sind. Naudeau ist zu früh gestorben. Sie leben und sind hier an seiner Stelle. Glauben Sie das?“

„Ich möchte es glauben, Jean. Ich möchte es glauben...“

„Sie müssen es glauben, Monsieur. Alles weist darauf hin.“

„Aber es ist doch eine Lüge, eine einzige große Lüge, was ich mache, und diese Lüge muß einmal ihr Ende finden.“

„Muß sie das? — Sie haben mich nicht verstanden, wenn Sie so sprechen.“

Arnold wurde bleich und erhob sich nun ebenfalls. Sie standen einander gegenüber. Kein Geräusch war zu hören als das Summen des Sommers in den Bäumen vor dem Fenster.

„Nein, ich habe Sie nicht recht verstanden. Sagen Sie, was Sie meinen!“

„Ich glaube, Monsieur, daß Sie immer hierbleiben müssen. Der Herr dieses Hauses hat Sie hierher geschickt, der Herr will, daß Sie bleiben. Sie sind jetzt Naudeau Rollé, und alles ist gut. Und Sie bleiben Naudeau Rollé, und alles bleibt gut. Sie sagen, daß in Ihrer Heimat alles verlorengeht. Sie haben eine neue Heimat gefunden, ein neues Leben: das Erbe Ihres Freundes. Warum sprechen Sie da so, wie Sie heute gesprochen haben?“

Arnold war aufgewühlt. Dieser Gedanke war ihm nie gekommen. Es wurde ihm schwach im Magen.

„Setzen Sie sich, Jean. Ich kann nicht mehr länger stehen, wenn ich Sie so höre. Ich glaube, wir beide sind auf einem großen Irrweg. Ich traute meinen Ohren nicht.“

„Sie können Ihren Ohren trauen. Ein alter Mann in meiner Lage faselt nicht. Den ganzen Mittag über habe ich nachgedacht. Die Lösung alles

Übels liegt vor uns, wir müssen nur die Stimme des Schicksals hören und ihr gehorchen.“

„Das Schicksal kann keine solche Lüge wollen!“

„Wer sagt Ihnen, daß es eine Lüge ist? Sie sind Naudeau Rollé geworden... Aber wenn Sie glauben, daß es eine Lüge ist, dann gibt es auch einen zweiten Weg, der ohne Lüge ist. Aber dann kann ich mich nicht operieren lassen.“

„Sie wollen sich also doch operieren lassen? Ja, Jean, lassen Sie sich operieren! Sie können noch viele Jahre leben. Aber was hat das mit dem zu tun, was wir gerade sprachen?“

„Es hat viel damit zu tun“, sagte Jean und verzog sein Gesicht, als freue er sich über seinen Einfall, „und Sie müßten alles sich entwickeln lassen —, so wie es kommt.“

Arnolds Denken verwirrte sich. Der Alte kam ihm sonderbar vor, und er sah im Geiste den Friedhofswärter Liebwelt vor sich, wie der damals so dasaß an dem alten Tisch und ihm die verwechsellten Papiere zuschob, während die Flammen der nahen Brände den Morgen röteten. Genauso saß jetzt Jean vor ihm, Erregung färbte sein runzeliges Gesicht, die weißen Haare standen um den Kopf wie ein Strahlenkranz. Arnold sagte, und die Hitze feuchtete seine Stirn:

„Wie meinen Sie?... Sie machen mich ganz wirt...“

Jean lächelte wieder und wurde dann sehr ernst. Sein Gesicht verlor die Röte und bekam einen hellen, durchsichtigen Ausdruck, so wie gelbes Pergament, hinter dem ein stilles Licht leuchtet.

„Als Sie mir heute von Ihrer Not erzählten“, begann er mit leiser Stimme, „war es mir, als spräche ein Sohn zu mir. Nehmen Sie es einem kinderlosen Greis nicht übel, daß er Sie ansieht wie einen eigenen Sohn. Ich erzählte Ihnen schon, daß auch ich einmal nicht allein war. Ich weiß, wie das mit dem menschlichen Herzen ist. Ich habe auch einmal geliebt, wie ein Mann nur lieben kann. Und sehen Sie, wenn sich so etwas nicht erfüllt, dann ist auch ein ganzes Leben nicht erfüllt, und das Alter wird einsam und leer. Ich bin alt geworden ohne Frau und Kind. Jetzt muß ich ans Sterben denken. Da sprachen Sie heute zu mir, und es war, als spräche ein Sohn. Deshalb überlegte ich mir nochmals die Zeit über, was ich schon hundertmal gedacht, seit ich von Naudeaus Tod

erfahren habe. Ich wurde mir ganz klar. Naudeaus Wille, der Wille seines Vaters und seiner Mutter, ja der Wille aller Rollés steht deutlich vor mir — und er steht deutlich vor Ihnen, und Helens Liebe, des guten alten Poßhards Kindes Liebe zwingt Sie, diesen Willen zu achten. Aber bevor ich weiterrede, müssen Sie mir versprechen, daß Sie mich zu Ende kommen lassen.“

„Bitte!“ sagte Arnold, und seine Stimme klang dünn.

„Es ist schnell gesagt, was ich noch sagen will. Unser aller Schicksal spricht. Sie wissen, daß Naudeau mich in seinem Testament zum Erben eingesetzt hat. Naudeau ist tot. Ich bin ein alter kranker Mann. Sie sind Naudeaus Herzensfreund. Was liegt näher, als daß Sie das Erbe übernehmen? Lassen Sie mich fertig reden! — Nun könnten Sie Naudeau bleiben — mit der Lüge. Oder ich könnte das Erbe antreten und Ihnen das Eigentum übertragen, Ihnen, Arnold Heim. Dazu aber müssen wir warten, bis der Krieg zu Ende ist. Oder, wenn ich sterbe, kann ich Sie zu meinem Erben machen. Aber auch das verlangt, daß der Krieg beendet ist. Deshalb und weil ich Ruhe haben will, will ich mich nicht operieren lassen. Bei meinem Alter ist eine Operation immer eine Gefahr. Sehen Sie, so sehen sich die Dinge an, wenn man sie recht besieht. Sie brauchen Helen niemals einem andern zu überlassen, so wie ich... Aber das tut nichts zur Sache. Sie sehen ein, daß Sie sich nicht einen Vagabunden zu nennen brauchen, auch wenn Sie in Deutschland alles verlieren würden. Sie sind jetzt Naudeau oder Naudeaus Erbe. Das sagt Ihnen Jean, der alte Mann, der Naudeaus Geist und Seele in Ihnen wiederfindet. Jetzt habe ich lange gesprochen. Ich mußte das heute noch sagen. Ich freute mich, als Sie mich riefen. Jetzt lasse ich Sie allein.“

Jean erhob sich und ging zur Tür. Er ging langsam und sah sich nochmals um. Arnold saß da, gebeugten Rückens, ganz in sich versunken.

XXIX

Arnold wartete jetzt schon vierzehn Tage darauf, daß Jean ihm von seinem Leiden erzählen werde, Neuigkeiten vom Arzt, von seinen Absichten einer Operation gegenüber, oder irgend etwas, was das alles betraf. Aber Jean blieb stumm, und Arnold, den die Ungewiß-



heit beunruhigte, ließ sich von Francesca die Adresse des Doktors sagen und ging nach Lugano. Dort irrte er erst in den Straßen umher, bevor er sich entschloß, einen Schutzmann nach dem rechten Weg zu fragen. Dann fand er die Via Montarina und die Haustür zur Arztwohnung.

Doktor Carloni war ein schlanker Mann in den fünfziger Jahren. Er verbeugte sich liebenswürdig, als er den Namen Rollé hörte, und führte den Besucher in die Praxisräume.

„Nehmen Sie Platz, Monsieur Rollé. Sie kommen über Ihnens wegen und wollen etwas über ihn erfahren. Es ist gut, daß Sie das tun. Der Patient war vor einer Woche bei mir und schlug mir das vor, wogegen er sich ein Jahr lang standhaft geweigert hatte. Jetzt plötzlich möchte er sich operieren lassen.“

„Was?“ entfuhr es Arnold, „er war bei Ihnen, schlug es Ihnen vor? ... Er sagte mir kein Wort ... Ich wollte Sie heute fragen, wie es mit dem alten Manne steht. Sie können sich denken, daß ich das wissen sollte. Die Schweigepflicht wird Sie doch nicht hindern? ...“

„Was hat er Ihnen selbst erzählt?“

„Daß er Darmkrebs ...“

Der Doktor unterbrach und sagte: „Dann kann ich frei mit Ihnen sprechen, Monsieur Rollé. Ihr Diener ist sehr krank. Im vorigen Jahr, so im Frühsommer, kam er zu mir. Ich rief ihm damals zur Operation. Er war nicht abgeneigt. Aber hernach ließ er nichts mehr von sich hören. Ich schrieb ihm, daß er sich sehen lassen sollte. Aber er tat es nicht. Nun, vor einer Woche kam er und sagte, daß er vielleicht daran dächte, sich operieren zu lassen. Er sagte immer noch vielleicht, aber er war hier und ließ sich untersuchen. Ich sagte ihm nichts, schickte ihn wieder heim. Manchmal ist es eben besser, dem Patienten nichts zu sagen.“

„Was bedeutet das?“ fragte Arnold, „Sie wollen doch nicht sagen, daß es ...“

„Das muß ich leider sagen“, unterbrach der andere sanft und sah Arnold forschend an. „Ich habe ihn genau untersucht. Das Jahr hat ihm geschadet. Wo ich im vorigen Jahr nur eine verdächtige Verdickung fand, dort sind jetzt drei. An zwei verschiedenen Stellen. Eine Operation ist jetzt nicht mehr möglich ...“

Arnold schwieg und sah zum offenstehenden Fenster hinaus, wo die Sonne auf die Blätter einer Platane Lichter setzte. Gedanken durchjagten seinen Kopf. Es dauerte einige Zeit, bis er sich faßte und fragte:

„Im vorigen Jahr wäre es noch gegangen, sagen Sie? Und jetzt ist es zu spät —“

„Ja, leider ist es so. Natürlich kann ich nicht behaupten, daß es im vorigen Jahr auf alle Fälle gut gegangen wäre. Gut heißt hier: Lebensverlängerung. Nach dem Röntgenbild wahrscheinlich — das heißt, wenn er die Operation ausgehalten hätte. Aber oft zeigt sich's erst beim Eingriff, daß nichts mehr zu machen ist. Das hätte natürlich auch im vorigen Jahr sein können. Jetzt ist es bestimmt zu spät.“

„Zu spät?“ — Arnold sah auf seinen Hut, der auf seinen Knien lag. „Ich mache mir Vorwürfe“, sagte er und lauschte neugierig, mit einer jähnen Begierde, sich selbst zu quälen, auf seine Worte. „Ich kam nach jahrelanger Abwesenheit im vorigen Sommer in mein Haus zurück. Jean verwaltete es. Er war krank, als ich kam. Er machte einen kranken Eindruck, als ich ihn sah ... Aber er hielt sich wacker und machte seinen Dienst. Er verschwie mir die Schwere seines Leidens und machte seinen Dienst. Es ging ihm also nur scheinbar besser. Und um seinen Dienst zu tun — ich war jahrelang nicht zu Hause — hat er Ihren Vorschlag in den Wind geschlagen. Sie können sich vorstellen, daß mich das jetzt alles furchtbar trifft.“

Arnold bemerkte, daß er auf diese Worte gewartet hatte, als der Arzt entgegnete:

„Sie brauchen sich doch keine Vorwürfe zu machen, der alte Mann wollte nicht, und keiner weiß, ob er nicht recht gehandelt hatte. Vielleicht wäre

er jetzt schon lange tot. So hat er noch ein schönes Jahr verlebt — und kann vielleicht noch ein nächstes ohne sonderliche Schmerzen schaffen. Das lag nicht in Ihrem Willen. Deshalb dürfen Sie das nicht tragisch nehmen. Patienten sind unberechenbar, und ihr Schicksal liegt oft nicht in unserer Hand.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Worte“, antwortete Arnold und erhob sich mit einem so zerquälten Gesicht, daß der Arzt merkte, daß er umsonst gesprochen hatte. Er gab Arnold die Hand und beruhigte ihn nochmals. Als dieser schon an der Tür stand, drehte er sich um und fragte:

„Sie haben ihm nicht gesagt, wie es um ihn steht?“

Wiesengras und Cyperngras. Der Zuckerhutberg stand blau vor ihnen, während sich die Wellen des Sees vor ihren nackten Beinen kräuselten. Meist waren sie allein. Rotkehlchen und Mönchsgrasmücken hüpfen um sie. Dann wieder sahen sie ein Goldammerpärchen oder eine schnatternde Wacholderdrossel um den Besenginster spielen.

Das war meist am Nachmittag. Morgens schrieb Arnold ein paar Stunden an seinem Buch. Er schrieb mit der Hand und tippte dann alles mit der Schreibmaschine ab. Die Zeit eilte. Die Wochen gingen dahin. Die Höhe des Sommers war schon lange überschritten. Der Schweizer Nationalfeiertag mit seinen Höhenfeuern blieb zurück,

In Heft 25 beginnt der neue ZB-Roman:

## Sie kamen in der Dämmerung

von PHILIP WYLIE

Ein amerikanischer Bestseller — er erzählt, wie es sein könnte, wenn ...

Brücken verbinden die beiden Schwesternstädte Green Prairie und River City, sichtbare und unsichtbare Brücken. Sie spannen sich über den Green-Prairie-Fluß, der zugleich die Grenze zweier Bundesländer ist. Typische Amerikaner des Mittelwestens wohnen an den Flußufern. Fleißige, genügsame Leute, die mehr oder minder aber alle unter den Zweifeln und Ängsten leiden, die der Anbruch der neuen Zeit mit sich gebracht hat. Zu ihnen gehören auch die Conners in Green Prairie. Vater Conner sieht, was kommen könnte, und richtet sich mit seiner Familie darauf ein. Seine Nachbarn, die Baileys, denken anders. Nur Leonore, ihr einziges Kind, macht eine Ausnahme. Sie liebt Charles Conner, den ältesten der Nachbarsöhne. Diese Liebe bewährt sich. Auch dann, als die Hölle losbricht. Es ist an einem Sonnabend vor Weihnachten. Da zerreißt grelles Licht den Himmel. Die Erde erzittert. Die Mauern stürzen ein. Die Menschen? Was wird aus Leonore und Charles, was aus den Conners, den Baileys und all den anderen braven Bewohnern der Stadt? Halten sie dem Grauen, dem Entsetzen stand? Und wer errichtet wieder die Brücken, die sichtbaren und die unsichtbaren, über den Fluß, auf daß sie nach Nacht und Grauen in ein neues Morgen führen? — Ein Zukunftsroman, der die Probleme unserer Zeit mutig aufgreift und zu ihrem besseren Verständnis führen könnte.

„Nein“, antwortete der Arzt, „Ich habe ihm nichts gesagt. Aber ich glaube, daß er alles weiß.“

„Sie glauben, daß er alles weiß?“

„Ja.“

„Wie lange Zeit hat er noch? ... Kann man da etwas Genaueres sagen?“

„Manchmal geht es schneller, manchmal langsamer, Monsieur Rollé. Aber mindestens ein Jahr, vielleicht sogar noch ein recht rüstiges Jahr, möchte ich schon annehmen.“

„Ich danke Ihnen. Bitte betreuen Sie Ihren Patienten, so gut es geht!“

„Selbstverständlich, Monsieur ...“

Als Arnold nach Hause ging, war es wund und elend in ihm. Er dachte immer einen Satz und wußte, daß auch dieser Satz sinnlos war. Er verwarf den Satz, suchte ihn zu verdrängen und dachte dennoch immer wieder: Das habe ich also auch noch getan! ...

XXX

Die nächsten Wochen vergingen Arnold wie Traumbilder heller Nächte. Es kam eine kurze Regenzeit. Dann war es wieder heiß. Er ging oft mit Helen hinunter zum See, wo auf einem Privatgrundstück ein Badeplatz war. Die Besitzer der Seewiese hatten Helen eingeladen, dorthin zu kommen und Gäste mitzubringen. Auf der Wiese lagen sie im Gras. Es war gewöhnliches

und sie näherten sich dem September, als Arnold merkte, daß er sein Buch nun bald beenden mußte. Die Anzeichen mehrten sich. Der Krieg brandete näher heran.

Arnold fragte Herrn Poßhard, wie er sich das Ende vorstelle. „Von allen Seiten kommen sie“, sagte er, „wie wird das werden?“

„Sie werden sich irgendwo in Deutschland treffen“, meinte Poßhard. „Was weiß man, was die Staatsmänner bei ihren Konferenzen beschlossen haben.“

Es war schon September, als Arnold an einem regnerischen Nachmittag auf dem Flur mit Jean zusammentraf, der alle Fenster geschlossen und alle Türen offen hielt. Das Haus war dadurch in einen einzigen Raum zusammengewachsen, in dem die Lichter hin- und herfluteten und die Gegenstände eigentümlich leuchten ließen.

„Da sehen Sie diese Spieluhr, im Jahre 1789 in Paris entstanden“, wies der Alte auf ein Empiretischchen in der Ecke, das er gerade mit dem Staubtuch abwischte. „Treten Sie näher, Monsieur. Hier ist das Zimmer mit den Familienschätzen, die Sie ja auch mal kennenlernen müssen.“

Arnold drehte sich um. Er sah prächtige und kostbare Dinge.

„Schön!“

„Voll von Erinnerungen für die Rollés ...“

Arnold dachte an seinen Besitz zu Hause: schöne Teppiche, altes Tafelzeug, Bilder und Uhren aus Großvaters und Urgroßvaters Zeiten.

„Das war den Rollés heilig“, sagte Jean und fuhr fort: „Selbst Naudeau, der Herumzieher, legte mir's ans Herz. „Pflegen Sie mir die Sachen“, schrieb er, „pflegen Sie diese Erinnerung der Familie, meine Erinnerungen an Papa und Mama; in so alten Dingen lebt eine Seele ...““

Arnold dachte: In so alten Dingen lebt eine Seele. Auch ich habe eine Seele, die Seele der Meinen, und ich lasse die Seele vor die Hunde gehen! ...

Er verließ wortlos die Gesellschaft des Dieners und schloß sich in sein Zimmer ein. Regen patschte in die Kastanienzweige, müdes Halbgedämmer überzog die Dinge und sein Gemüt.

Abends bat er Jean zu sich.

„Sie lassen sich nicht operieren, Jean!“ begann er, nachdem sie sich gesetzt hatten. „Sie haben recht. Meinen Sie nicht, daß es manchmal besser ist, das Schicksal laufen zu lassen, wie es laufen will? Sie haben recht, daß Sie sich nicht operieren lassen.“

„Ich denke auch“, murmelte Jean. Arnold fuhr langsam fort:

„Ich habe mir's zum tausendsten Mal überlegt“, sagte er. „Es ist richtig, wenn wir alles einstweilen lassen, wie es ist. Sie müssen, Jean, bleiben, so wie Sie sind, noch Monate, noch — Jahre lang, und ich muß das bleiben, was ich bin, der Schatten Naudeaus — und wir müssen alle warten ... Wissen Sie, was ich mir noch gedacht habe in den letzten Wochen? Ich habe mir gedacht, daß ich immer Arnold Heim bleiben würde, niemals Naudeau Rollé werden könnte, wenn ich's auch so wollte. Schon als Schriftsteller bin ich nicht Naudeau Rollé, sondern eben Arnold Heim. Sie dürfen mir's glauben. Auch dieses Buch, das ich jetzt schreibe — Naudeau hätte es anders geschrieben — man wird es merken ...“

„Und die zweite Möglichkeit?“ fragte Jean nach einem Zögern. „Haben Sie sich die schon überlegt?“

„Ja, Lieber, ich habe mir die zweite Möglichkeit überlegt, die Sie mir gesagt haben. Die zweite Möglichkeit — das ist die einzige Möglichkeit, Sie haben recht.“

„Wann geht der Krieg zu Ende?“

„Sie werden es erleben, Jean. Sie werden es bestimmt erleben.“

Da lächelte Jean, erhob sich und sagte:

„Dann wird ja alles gut.“

Nach diesen Worten ging er aus dem Zimmer.

Arnolds Unruhe steigerte sich in den folgenden Wochen. Obschon die Tage still und farblos wurden, die erste, ganz ferne Mahnung vom Leuchten des alternden Jahres, trieb es ihn hin und her. Das Radio mit den Nachrichten von den kommenden Dingen regte ihn auf, die Zeitungen stießen ihn ab und zogen ihn an, er wurde zwischen Entschlüssen und Entschlußlosigkeit zerrieben, und die Ruhelosigkeit des Tages überfiel seinen Schlaf.

An einem Nachmittag hielt es ihn nicht mehr zu Hause. Helen arbeitete, da es kühler geworden war, den ganzen Tag. Er ging allein in die Stadt und schlenderte dort ziellos herum. Vor einem Café standen Stühle im Freien. Er setzt sich nieder, bestellte Kaffee und erschrak, als er Herrn Scheufeli gewahrte, der halb hinter einer Säule saß und ernst, ohne eine Miene zu verziehen, seinen Gruß erwiderte.

„Wollen Sie sich nicht zu mir setzen, Herr Rollé? Ich hätte allerhand mit Ihnen zu besprechen.“

Arnold sagte sich, daß er dieser ihm lästigen Gesellschaft nicht entfliehen konnte, und machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Wenn Sie gestatten, Herr Scheufeli“, log er, „es ist mir ein Vergnügen. Ich sah Sie nicht, als ich hereinkam.“ Er näherte sich Scheufeli, drückte die Hand, die ihm lässig gereicht wurde.

„Hier, hier ist der Herr gelandet“, wies Scheufeli noch die Kellnerin an, dann wandte er sich Arnold zu.



„Trinken Sie unbedenklich. Mir ist es recht angenehm, Sie allein bei mir zu haben. Wollte schon lange mit Ihnen so manches besprechen.“

Arnold sah erstaunt auf die selbstgefällig ausgebreitete Gestalt des Mannes und führte die Tasse langsam an die Lippen. Er setzte sie ebenso nieder und fragte kaum merkbar gedehnt:

„Da haben wir ja jetzt Zeit; ich bin ganz Ohr...“

Scheufeli holte sich eine Zigarre hervor, zwickte sie ab und zündete sie umständlich an. Nachher sagte er und umfaßte Arnold mit einem gewichtigen Blick:

„Sie sind der Schriftsteller Naudeau Rollé, Mann aus guter Familie und wohlerfahren mit den Gebräuchen in aller Welt. Sag wohlerfahren, wenn Sie nichts dagegen haben!...“

Er schwieg lange, was den andern unsicher machen sollte. Aber Arnold dachte nur: Sprich weiter, tu nicht so großartig. Dabei fühlte er befriedigt, daß er sehr ruhig war.

„Sagte wohlerfahren, ja Herr Rollé. Wie könnten Sie sonst Bücher schreiben und Ihren Namen tragen! Rein deshalb paßt mir so manches nicht an Ihnen, um es gleich zu sagen.“

Arnold spürte einen kleinen Stich im Herzen und blieb still. Er bedauerte, daß er nichts zum Rauchen hatte. Aber er rührte sich nicht und sah seinem Gegenüber auf die Lippen.

„Bedenklich ist“, begann er auf neue und zog fest an seiner Zigarre, „bedenklich ist, daß Ihre Wohlerzogenheit und Ihre gute Kinderstube zu wünschen übrig lassen, seit Sie nach Castagnola zurückgefunden haben. Sagen Sie nicht, Herr Rollé, daß mich das alles nichts angeht, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe. Habe lange geschwiegen, hab' auch vergeblich auf Ihren Besuch gehofft, und jetzt hab' ich Sie und lasse Sie nicht mehr ungeschoren laufen.“

Arnold blieb noch immer stumm. Er dachte: Der wird doch nicht etwas wissen. Dann hob er seinen Blick.

„Um zur Sache zu kommen“, sprach Karl Scheufeli weiter, „sagen Sie mir: Wann wollen Sie sich endlich mit meiner Nichte Helen verloben? — Jetzt sind Sie starr! Weiß, daß da oben kein Mensch so mit Ihnen sprechen würde. Dort ist man großzügig, liberal und unmoralisch, weil Peter Poßhard das für wichtig hält, als das, was unser Land und unsere Familie hochgebracht hat. Frage Sie aber trotzdem unbedenklich: Wann endlich werden Sie sich mit Helen ehrlich vor aller Welt verloben?“

Arnold schwieg einige Sekunden lang. Dann fragte er ruhig, sich im Sessel nach hinten schiebend:

„Wieso, Herr Scheufeli, kommen Sie zu dieser Frage? Ich meine: woher nehmen Sie das Recht zu dieser Frage, die doch zur Zeit nur zwei Menschen angeht und sonst niemand?“

„Woher ich das Recht zur Frage nehme, ob sich meine Nichte, so wie es sich schickt, verhalten kann? — Herr Rollé, ich nehme das Recht zu dieser Frage, weil Sie, ja weil Sie das noch fragen. Ich nehme das Recht dazu, wenn Sie nichts dagegen haben, weil es Ihnen bei meiner Frage noch einfällt, dieses Recht zu bestreiten. Verzeihen Sie und werden Sie mir nicht hitzig, aber daß Sie mich fragen, macht alles noch viel fragwürdiger, als es bisher war. Mein Stiefbruder ist ein Philosoph und Träumer. Oder glauben Sie, daß es richtig ist, wenn ein Vater seine Tochter mit einem fremden Mann auf die Berge steigen und dort tagelang wider alle gute Sitte herumziehen läßt, ohne das mehr als bedenklich zu finden? Nein, lieber Rollé, lassen Sie mich weitersprechen! — Sie waren auf dem Monte Generoso, Sie haben dort mehrere Male genächtigt. Sie kamen zurück und verkehrten in Peter Poßhards Haus — und nichts verriet, daß Sie aus Ihrem Verhalten die Konsequenzen ziehen würden. War wie vom Blitz getroffen, als ich alles — leider Tage zu spät — erfuhr. Dachte mir: Na! die Verlobung wird ausgemachte Sache sein. Aber was ist die Wirklichkeit? Nichts von alledem. Der

Bruderphilosoph lächelt und sagt nichts, das Evanichtchen fährt dem Onkel in den Satz und kehrt ihm bösen Rücken, der Herr Freund läßt sich überhaupt nicht blicken; man könnte schamrot werden angesichts dieses Verhaltens...“

Arnold unterbrach: „Herr Scheufeli, gehen Sie nicht zu weit? Evanichtchen, schamrot werden und was Sie alles sagen!... Ich bitte Sie, sich doch zu mäßigen...“

„Das rechte Maß, Herr Rollé, das rechte Maß zu finden, ist Ihre Sache.“

„Herr Poßhard ist ein Mann, den ich überaus schätze. Was er für recht hält, ist mir das rechte Maß. Sie, Herr Scheufeli, kenne ich kaum. Als ich Ihnen damals vorgestellt wurde, sprachen wir wenig miteinander. Es war so belanglos, daß ich mir kein Urteil bilden konnte, wer Sie sind und was Sie mir bedeuten könnten. Was mein Leben und mein Verhalten angeht, so müssen Sie das mir und Herrn Poßhard überlassen. Herr Poßhard ist wahrscheinlich Helens und meiner Ansicht. Es geschieht entsetzlich viel in der Welt, Herr Scheufeli. Man brauchte sich nicht in die Angelegenheiten junger Menschen zu mischen...“

Karl Scheufeli wurde rot. Seine Stirnadern schwellen an, und er unterbrach erregt:

„Herr Rollé... wenn Sie nichts dagegen haben... jetzt halten Sie aber den Mund! Sie sind nicht irgendwo. Sie sind hier unter ehrenwerten Menschen. Sie stammen aus einer Familie... Sie wissen, daß nicht nur ich, sondern auch andere sich über Sie wundern werden...“

„Herr Scheufeli, Sie und die anderen, die Sie hier zitieren wollen, leben anscheinend auf dem Mond, während die Erde zu ihren Füßen verbrennt. Ich möchte jetzt die Unterhaltung beenden. Verzeihen Sie, wenn ich sie nicht weiterführen kann. Wir sprechen zwei verschiedene Sprachen. Die ihre ist nicht die meine — und auch nicht die des Herrn Poßhard. Herr Poßhard, Helen und ich verstehen uns recht gut. — Bitte, Fräulein, zahlen!“

Scheufeli schwieg, solange die Kellnerin am Tisch stand. Als sie wegging, erhob sich Arnold schnell und verbeugte sich. Er hörte nur noch: „Werden uns noch einmal sprechen.“ Dann stand er auf der Straße, überquerte sie, ging dicht neben dem gleichmäßig ans Ufer schlagende Wasser den Quai entlang und dachte: So, das mußte auch noch kommen. Auch das mußte noch kommen! Und vielleicht hatte dieser Spießler sogar recht...“

Er ging nach Hause. Er war müde und erregt und bemerkte, daß sich seine Lippen im Selbstgespräch bewegten. Da lächelte er und nahm sich vor, ruhig zu werden und nochmals alles zu überlegen. Die Sonne fiel schief herein, und der lange Schatten des San Salvatore lag wie eine dunkle Brücke über dem See.

XXXI

Als der Arzt gegangen war, klopfte Arnold an Jeans Zimmertür und trat ein.

„Was sagte er Ihnen?“ fragte Jean, „ich hörte, daß Sie mit dem Doktor sprachen.“

„Er war zufrieden“, antwortete Arnold. Er sagte die Wahrheit, als er weiter sprach:

„Der Doktor war sehr zufrieden. Es ist bestimmt nicht schlechter geworden, sagt er. Er glaubt, daß Sie — noch eine schöne, ruhige Zeit verbringen werden. Operieren will er nicht.“

„Ich habe auch keine Schmerzen.“

„Ja, das sagte er. Es freut ihn, daß Sie keine Schmerzen haben. Es wird nicht so schnell schlechter werden.“

„Der Krieg wird vorher zu Ende gehen...“

„Ja, Jean, der Krieg wird zu Ende gehen.“ Arnold setzte sich auf einen Stuhl und sah sinnend vor sich hin. Jean setzte sich ihm gegenüber.

„Seit Tagen denke ich darüber nach“, fuhr Arnold fort. „Sie lesen doch Zeitungen. Ich hab' Ihnen die letzte bringen lassen.“

„Ich danke, Monsieur. Francesca hat sie mir gestern abend gebracht!“

„Haben Sie gelesen?... Die Russen in Finnland... Das ist der Krieg!“

„Ja, Monsieur.“

„Die Russen werden in Ostpreußen eindringen, in Pommern, in Schlesien. Bedenken Sie, Jean, was das alles mit sich bringen wird!“

„Ja, Monsieur“, sagte Jean und sah gespannt in Arnolds Gesicht.

„Sie zeigten mir den Familienbesitz der Rollés, die Kunstwerke. — Naudeau war stolz darauf.“

Jean schwieg.

Arnold beugte sich nach vorn und hielt den Blick auf den Boden gesenkt:

„Mein Vater war ein kunstsinniger Mann. Meine Tante — jetzt ist sie auch schon tot — war eine weltgerierte Frau. Die haben einige Sachen für mich hinterlassen. Das liegt nun alles zu Hause, keine Kostbarkeiten, aber Erinnerungen... An das habe ich denken müssen, die ganze Zeit... Gestern nachmittag, als ich den Artikel in der Zeitung las, dachte ich mir... dachte ich mir, daß ich dem Krieg zuvorkommen mußte. Dann habe ich zu Hause das Verwaltersehepaar, treue Leute, alte Leute, die nie so viel von den Geschehnissen in der Welt verstanden, daß sie wußten, was sie heute erwartet. Da wäre noch so manches zu ordnen vor dem Zusammenbruch... Jean, ich dachte, daß ich nach Deutschland reisen muß... Jetzt freut es mich, daß der Doktor das von Ihnen sagte!“

Jean schwieg. Dann fragte er:

„Sie wollen — zurück? —“

„Nein, ich will nicht zurück. Nicht für immer. Ich will nur etwas in Ordnung bringen und dann wiederkommen. Mit Naudeaus Paß natürlich... als Naudeau kann ich ja ungehindert reisen. Ich schaffe die Andenken nach Bayern oder nach Tirol, in die Nähe der Schweizer Grenze. Ich warne meine Leute. Bevor es zu Ende geht, muß es geschehen. Ich komme wieder zurück, als Naudeau, einstweilen als Naudeau... Dann habe ich wenigstens die Erinnerung gerettet... und — ein klein wenig meine Pflicht getan.“

„Die Gestapo, Monsieur! Haben Sie keine Angst?“

„Für die bin ich tot. In meiner Heimat werde ich auftauchen und gleich wieder verschwinden. So geht es. Ich kehre für einige Wochen zurück, warne ein paar Menschen, bringe das in Sicherheit, was in Sicherheit gebracht werden kann. Glauben Sie mir, ich habe es lange überlegt — und ich muß es tun.“

„Ich bin überrascht, Monsieur! Es ist gefährlich. Denken Sie doch bitte daran! Hier sind Sie sicher. Bald wird der Krieg zu Ende gehen. Jetzt, so kurz vorher, wollen Sie dorthin, wo der Krieg zu Ende geht. Die Luftangriffe, die Gefahren überall! Nein, Monsieur, bleiben Sie lieber hier!“

„Ich würde lieber hierbleiben. Das wäre vernünftig. Aber es ist auch nicht unvernünftig, ein paar Menschen zu helfen, wenn es sonst nichts gibt, das man tun kann... Ich habe es mir lange überlegt. Ich war schon im Konsulat, wo man mir das Visum in Aussicht stellte. Es wird höchstens vierzehn Tage dauern.“

„Ich bin überrascht“, sagte Jean. „Und ich habe Angst“, fuhr er fort. „Ich habe Angst — aber wenn Sie das für nötig halten, dann müssen Sie es tun.“

„Ich habe ein Buch geschrieben...“

Jean schwieg. Arnold fuhr fort:

„Es ist beinahe fertig; ich schreibe die letzten Seiten. Dieses Buch ist die Geschichte meiner Flucht. Ja, das habe ich all die Zeit getan. Ich dachte, daß ich vor meiner Abreise das Manuskript Helen gebe, ... und Helen wird es lesen und wird wissen, daß es mein Schicksal ist... So wird sie mein Geheimnis so wahr und eindrucksvoll erfahren, wie ich es nie hätte erzählen können... und sie wird Zeit haben, sich alles zu überlegen: meine Schuld und mein Verhängnis richtig abzuwägen — und der Verleger Kocher wird ein Manuskript bekommen und entscheiden können, ob auch Arnold Heim zu seinen Autoren zählen könnte. So wird sich alles entscheiden, zum Guten oder zum Bösen, während sich in Deutschland, in Europa, in der ganzen Welt alles zum Guten oder Bösen entscheiden wird. Helen wird Zeit haben zum Überlegen, ob unsere Lüge unverzeihlich ist, oder ob es richtig war, was der alte Jean und der Flüchtling Heim Schlechtes trieben. Sie wird Zeit haben, sich zu erforschen und mit ihrem Vater alles zu bereden. — Und wenn ich dann zurückkomme, werde ich nicht mehr länger lügen müssen. Wenn ich zurückkomme, wird Helen wissen und wird Poßhard wissen und wird Scheufeli wissen, ob dieser Arnold Heim ein Mann ist, der zu einem gehören kann. Sehen Sie, Jean, so habe ich mir das gedacht.“

Jean nickte bedächtig und sagte nach einer Weile:

„Ich verstehe, Monsieur. Sie wollen nach allen Seiten Klarheit schaffen. Sie gehen und sagen: So ist es, richtet euch danach. Dann kommen Sie zurück und sagen: Hier bin ich, ich, Arnold Heim, dessen Schicksal ihr kennt. Nun habt ihr zu wählen. So haben Sie sich das gedacht. Das ist gut. Sie wissen, Monsieur Arnold, daß ich Sie wie ein Vater in mein Herz geschlossen habe und daß ich nur Ihr Bestes will. Jeans Augen füllten sich mit Tränen. Seine Stimme brach, und er sprach leise weiter:

„Ich habe Angst um Sie. Aber ich sehe, daß Sie nicht anders handeln können. Sie wissen, daß Sie wiederkommen müssen. Sie sind Naudeaus Erbe. Das Erbe wartet auf Sie. Da drunten wartet dieses Mädchen auf Sie, das Sie liebt, immer lieben wird, welchen Namen Sie auch tragen. Sie werden wissen, daß man zu denen zurückkehren muß, die einen lieben. Ich sehe, daß Sie nicht anders handeln können. Aber ich habe Angst.“

Arnold erhob sich, trat zu Jean, dem Tränen über die Wangen liefen, und legte einen Arm um seine Schultern.

„Warum Angst, Lieber? — Haben Sie doch keine Angst! — Ich werde wiederkommen, noch bevor der Krieg zu Ende ist. Ich werde, bevor der Vorhang fällt, über die Grenze gehen. Als Naudeau Rollé — immer noch als Naudeau Rollé. Dann kann mir nichts passieren. Und nachher, Jean, bin ich



„Drei Bärenfang, Jonny!“

wenigstens wieder ein ehrlicher Mann, der dann auch sicher unter Ihre Augen treten kann ..."

„Für mich“, unterbrach Jean und wischte sich die Augen, „sind Sie immer Naudeau Rollé — und meinetwegen brauchten Sie nicht dorthin zu fahren, wo etwas zu Ende geht, was Sie nicht angefangen haben. Überlegen Sie sich das zum letzten Male. Ich bin ein alter Mann, kenne das Leben und die Menschen. Was bedeutet ein Name? Sie sind Naudeau; Naudeau und Sie das ist eins. Bleiben Sie hier, und — ich alter kranker Mann brauchte keine Angst zu haben ...“

Arnold sah mit großen Augen, die jetzt feucht schimmerten, auf den alten, nun sehr gebeugten Mann, der aus Weisheit und Not eine Lüge mit aller Kraft verteidigte. Er wandte sich ab: „Ach, das habe ich lange überlegt“, seufzte er, „aber ich habe es zu Ende überlegt. Und am Ende geht es eben nicht, daß man seine eigene Frau — so wie die ganze Welt betrügt. Sie sagten es vorhin selber, daß ich nicht anders handeln kann.“

Jean erhob sich und nahm Arnolds Rechte zwischen seine Hände. Er drückte sie und sagte:

„Ja, Sie handeln richtig, und ich riet Ihnen nur dummes Zeug. Aber wenn man einen Menschen gern hat und einsam ist und dem Tode nahe, dann sieht eben alles anders aus. Aber vielleicht riet ich doch nur dummes Zeug. Machen Sie es richtig für alle Welt. Nicht nur für Jean. Für alle Welt — das wünsche ich von ganzen Herzen ...“

Jean kehrte sich bei diesen Worten um und hob das Taschentuch wieder an die Augen. Arnold war erschüttert und wandte sich zur Türe. Er ging hinaus und fühlte, daß ihm nichts mehr leicht werden würde, was er auch tun sollte in den kommenden Tagen.

### XXXII

Inzwischen kam der Oktober. Die Wiesen wurden ruhig. Berge und Täler schimmerten. Stille lag wie ein greifbares Ding, wie das Dasein Gottes, wie die raunende Antwort auf eine Frage in der reifenden Kapsel des Jahres.

Die Kapsel öffnete sich und streute ihre Früchte aus. Die Luft war kühl, als Arnold auf Helen wartete. Er wartete wie immer in den vergangenen Wochen zwischen den Steinsäulen seiner Gartenpforte und sah hinunter auf den Weg.

Er hätte auch die Straße hinuntergehen können, um Helen abzuholen. Aber er tat es nicht; er wartete und dachte, daß es heute zum letzten Male sei, daß er so warten konnte, und daß später alles anders werden würde. Helen wußte nichts davon, daß Arnold wegweisen wollte; sie ahnte es nicht einmal. Er hatte es ihr seit Tagen sagen wollen — immer, wenn sie beieinander waren, und jedesmal hatte er Mitleid mit ihr und sich selber gehabt. Sie warb zu glücklich miteinander; der Herbst und seine klaren Stunden, ihre Liebe, all das war gewesen, und er war unsicher geworden, ob er wirklich wegweisen wollte, so wie er sich's vorgenommen hatte. Er schwankte, quälte sich, glaubte manchmal halbe Tage lang, daß er bleiben werde, und marterte sich dann wieder zu seinem Entschluß hindurch. Dann hatten die Papiere beim Konsulat gelegen, und er hatte das Buch bis auf die letzten Seiten beendet. Angst war gekommen, daß es zu spät werden kann für das, was er sich vorgenommen. Und jetzt stand er da und wartete auf Helen. Er ging ihr nicht entgegen; er wollte sie sehen, wie sie den Berg heraufkam, die schlanke Gestalt — das junge Leben. Er wollte sie sehen, wie sie zu ihm kam in der glasklaren Abendluft, mit federnden Schritten, erhobenen Hauptes, mit leuchtenden, liebenden Augen. So stand er also da, und so kam sie, und es war wie alle Tage ...

Dann aßen sie miteinander und lachten. Als sie fortging, war es Nacht. Dann wartete er wieder im Garten, dort auf dem Platz, wo man das Flachdach im Licht der Gestirne liegen sah. Nebel hob sich aus den Wiesen. In den Palmen raschelte bisweilen ein verschla-

fener Wind. Die Sterne glitzerten, und die Zypressen warfen pechschwarze Schatten.

Endlich kam Helen den Wiesenhang herauf. Sie ging langsam, ihre Gestalt hatte einen Schatten, der neben ihr herwanderte, mit nach oben stieg und sich mit jenem Arnolds vereinigte. Er legte einen Arm um ihre Schultern und drückte sie an sich. Er fühlte die Wärme ihres Körpers; sie gingen wortlos ins Haus. Sie stiegen die Treppe hinauf, schlossen die Tür hinter sich. Arnold öffnete das Fenster. Das Laub raschelte, fahles Licht fiel durch die offenen Stellen der Bäume.

„Komm zu mir“, sagte Arnold und führte Helen zu seinem Sofa. Sie kauerte sich neben ihn.

„Du bist so feierlich heute“, sagte sie, „schon während des Essens sprachst du so wenig!“

Arnold erhob sich und ging zur Ecke. Er holte Gläser und zwei Sektflaschen heran. Dann setzte er sich wieder zu Helen und küßte sie.

„Du bist so feierlich heute!“ wiederholte sie.

Er entkorkte eine Flasche, der Wein sprudelte in die Gläser. Sie stießen an. Da gab es einen kurzen hellen Klang. Sie tranken alles aus. Arnold füllte die Gläser wieder. Sie hatten sich Kissens hinter die Rücken geschoben, so daß sie nur die Köpfe nach vorne neigen mußten, um trinken zu können. Es war sehr still. Helen schmiegte sich an Arnold; er fühlte, daß ihr Herz heftig klopfte.

„Du bist so feierlich heute!“ sagte sie nochmals.

Er brummte und sagte nichts. Er spürte, wie der Alkohol in den Kopf stieg und griff nach dem vollen Glas. Er leerte es auf einmal. Dann schwiegen sie wieder und sahen zum Fenster, wo es in den Bäumen strohig raschelte. Es war überall sehr still. Im Haus war nichts mehr zu hören. Jean war schon lange im Bett. Auch Francesca hatte die Küche verlassen und war in ihrem Zimmer.

Sie lagen nebeneinander und dachten nach. Sie lagen da, hörten ihre Atemzüge, spürten einander, schwiegen. Dann füllte Arnold erneut die Gläser. Sie richteten sich auf, nahmen sie, stießen sie aneinander, und wieder klang ein leiser, singender Ton.

Arnold spürte, daß er nicht mehr soviel Angst hatte wie vorher und sah zur Decke, während er sagte:

„Wir feiern heute einen kurzen Abschied, Helen! ...“

„Einen kurzen Abschied?“ — wiederholte Helen und rührte sich nicht. Arnold spürte, wie es sich in ihr spannte.

„Willst du denn verreisen?“ hörte er. Die Stimme war dünn und ohne Kraft. „Ja, verreisen, Helen“, sagte er und fühlte, daß ihn irgend etwas zurückhielt, zu sprechen. Er hatte für eine Sekunde den Wunsch, zu lachen und zu sagen, daß er begonnen habe, einen dummen Scherz zu machen, nichts weiter als einen dummen Scherz. Aber sein Vorsatz war in ihm selbständig geworden, und er sprach, indes er sich darüber wunderte, was er sagte:

„Ich habe es mir lange überlegt. Helen, aber die Reise läßt sich nicht verschieben. Ich muß — nach Deutschland fahren ...“

Helen schwieg, und er fuhr zögernd fort:

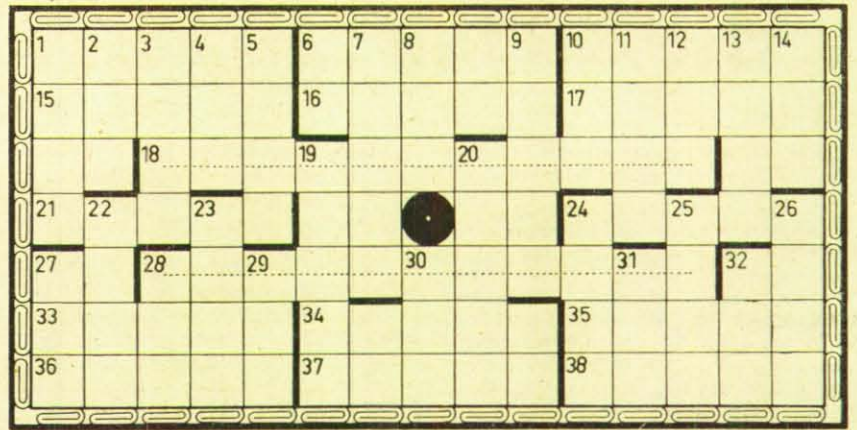
„Ich muß nach Deutschland reisen, bevor es zu spät ist. Ich habe etwas zu ordnen, was geordnet werden muß, bevor der Krieg zu Ende geht. — Ich muß reisen —, aber es wird nicht lange dauern, bis ich wiederkomme. — Vier Wochen, vielleicht fünf, dann bin ich wieder hier.“

Während er so sprach, erschien es ihm unwirklich, was er tat.

Er glaubte nicht, was er sagte, und er wiederholte seine Sätze, nur um ihr spukhaftes Gewese wahrzunehmen. Als er zu sprechen aufhörte, bemerkte er, daß Helen stumm blieb, nicht fragte, starr verweilte. Er suchte ihre Hände, aber sie blieben matt in den seinen liegen.

„Hast du noch Wein?“ fragte sie nach kurzem Schweigen, das bedrückend war. (Schluß folgt)

### KREUZWORTRÄTSEL



**Waagrecht:** 1. längere Erzählung, 6. Seeräuber, 10. Rätselart, 15. Kopftuch des Papstes, 16. Kampfplatz, 17. finnischer See in Lappland, 21. männliches Haustier, 24. Kreis- und Industriestadt am Mittellandkanal, 33. Prunk, Aufwand, 34. Harzart, 35. Finkenvogel, 36. Schreibutensil, 37. Geliebter Julius, 38. spanischer Strom. — **Senkrecht:** 1. Kleidungsstück, 2. kleine Siedlung, 3. Schiffsmann, 4. Kosmos, 5. Untiefe, Wasserstrudel, 7. Sultanserlaß, 8. Nordlandtier, 9. Preisverzeichnis, 10. Segelkommando, 11. Bedrängnis, 12. Tierbehausung, 13. Schwermetall, 14. biblischer Stammvater, 19. männlicher Vorname, 20. Mündungsarm des Pregels, 22. italienischer Wein, 23. Haushaltsplan, 24. schmaler Weg, 25. Zufluß der Leine, 26. spanischer Strom, 27. Teil des Baumes, 28. Nebenfluß der Weichsel, 29. griechische Göttin der Verblendung, 30. Fluß zur Zuisersee, 31. Straußenvogel, 32. skandinavische Münze. — **Anmerkung:** Bei richtiger Lösung nennen die beiden punktierten Waagerechten 18 und 28 den Namen eines vor 125 Jahren geborenen französischen Ingenieurs, der durch ein Pariser Bauwerk bekanntgeworden ist.

### SILBENRÄTSEL

Aus den Silben: a — be — cha — chal — der — di — don — en — faf — gall — gel — gre — ib — in — in — ir — ma — mi — mur — nei — nir — re — sche — schen — sen — si — tau — te — tem — tie — to — um — wat — ze — zwi sind 16 Wörter folgender Bedeutung zu bilden: 1. Land in Asien, 2. mißgünstiger Mensch, 3. Schneidewerkzeug, 4. Schmuckstein, 5. Strom in Sibirien, 6. Drache in der nordischen Sage, 7. indianisches Sippenzeichen, 8. norwegischer Dichter (1828 bis 1906), 9. landwirtschaftliches Gerät, 10. Vogel, 11. Verbandsmittel, 12. mittlerweile, 13. russischer Maler in Frankreich (geb. 1887), 14. Gefäß, 15. Frauenname, 16. Körperschaft.

Bei richtiger Lösung ergeben die dritten und ersten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Merksatz aus dem zivilen Bevölkerungsschutz. (ch = 1 Buchstabe).

### DIE HEIMAT

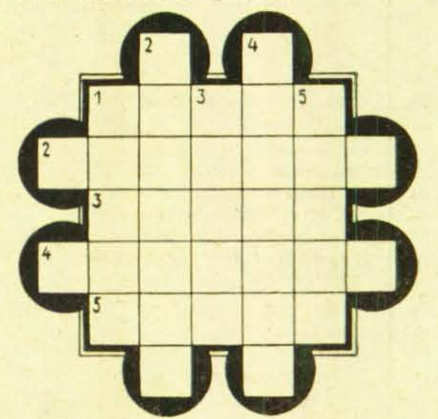
Eine „Grube“ ingerissen,  
Dann verkehrten „Trost“ genommen,  
Beides mischen: du wirst wissen,  
Wo du bist zur Welt gekommen.

### STUFENRÄTSEL

Die Buchstaben: a — a — a — a — a — a — a — c — c — d — e — e — e — e — e — e — e — h — h — h — h — i — i — i — i — i — i — i — k — l — l — l — l — l — m — m — m — m — m — m — n — n — n — n — n — p — r — r — r — s — s — s — s — t — t — t — t — t — w — y — z sind so in die Figur einzusetzen, daß waagrecht Wörter folgender Bedeutung entstehen: 1. durch seinen Käse bekannte schweizerische Landschaft, 2. Halbedelstein, 3. geographi-

### MAGISCHE FIGUR

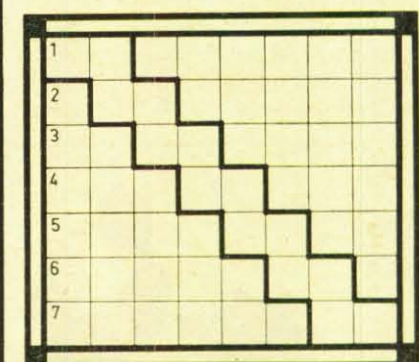
Die Buchstaben: a — a — a — e — e — e — e — e — e — e — e — i — i — i — l — l — m — m — n — n — n — n — r — r — r — r — r — s — s — s — t — t — t — t ergeben, richtig eingesetzt, waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung: 1. Flächeninhalt, 2. Rückstand beim Keltren, 3. Industriestadt im Ruhrgebiet, 4. Urstoff, 5. erster Machthaber der Sowjetunion.



### Rätsellösungen aus Nr. 23

**Kreuzworträtsel mit magischer Mitte:** Waagrecht: 1. Darmstadt, 9. Paria, 10. Arier, 12. Letten, 13. Riesen, 15. Hast, 16. Serie, 17. Siam, 19. Posten, 21. Mistel, 23. Ast, 24. Lie, 25. Run, 26. Rio, 27. Rees, 29. Most, 30. Laren, 31. Manet, 32. Meter, 35. Tenor, 38. Elen, 41. Reni, 42. Nil, 43. Ter, 44. Erg, 46. Ike, 47. Talken, 51. Leiden, 53. Sued, 54. Basel, 56. Isel, 57. Riegel, 59. Geiser, 61. Lunte, 62. Eider, 63. Muttermal. — **Senkrecht:** 1. Dattel, 2. Art, 3. Ries, 4. Manen, 5. Tarif, 6. Arie, 7. die, 8. Tessin, 9. Pest, 11. Reis, 12. Laster, 14. Natron, 15. Hosea, 18. Meise, 19. Parlament, 20. nie, 21. Mur, 22. Lotterien, 28. Selen, 29. Maler, 33. Elias, 34. Tellur, 36. Neider, 37. Onkel, 39. Ren, 40. Erl, 43. Tedeum, 45. Geisel, 48. Keil, 49. Valet, 50. Neger, 52. Iser, 54. Bett, 55. Leim, 58. Gnu, 60. Ida. — **Magische Mitte:** A. Eckener, B. Karat, C. Herodot, D. Nadir, E. Retorte.

**Diagonälrätsel:** 1. Melodie, 2. Malheur, 3. Lexikon, 4. Trommel, 5. Schweiz, 6. Gazelle, 7. Exempel. — **Max Mell** (Geb. 10. Nov. 1882).



**ZB** Illustrierte Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägig. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Volker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3, Ruf 5 71 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theatinerstraße 8, Telefon-Sammelnummer 2 86 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis ffrs. 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S 2 80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14tägig. Einzelpreis 40 Pf., Quartalsabonnement 2.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.



# Herzen schwer wie Gold

Fortsetzung von Seite 5

Sein Kollege Professor Oberth geht der Strahlengefahr mit dieser technischen Überlegung zu Leibe:

Er sagt: „Die kosmische Primärstrahlung aus dem Weltraum verliert den größten Teil ihrer Energie in der Atmosphäre. Eine zu starke kosmische Strahlung wirkt genauso schädlich wie eine zu hohe Dosis Röntgenstrahlen. Entsprechende Untersuchungen sind im Gange. Sie werden zeigen, wie lange man Menschen der kosmischen Primärstrahlung ungeschützt aussetzen darf. Treffen die Primärstrahlen auf Atome, lösen sie dort Sekundärprozesse aus, deren Folge neue, andere Strahlen, die sogenannten Sekundärstrahlen sind. Auch sie sind „hart“, also gefährlich. Je höher das Atomgewicht des getroffenen Materials ist, um so stärker ist die sekundäre Strahlung. Im Hinblick auf diesen Tatbestand sind Leichtmetalle besser als Schwermetalle. Es kommt also sehr auf das Material an, aus dem wir Wände von Kabinen und Raumanzüge herstellen. Man könnte zum Beispiel Beryllium verwenden. Es hat das Atomgewicht 9 und strahlt weniger als die meisten anderen Stoffe. Allerdings ist es teuer. Aber neben den hohen Kosten der Weltraumfahrt würde dieser Posten trotzdem wenig ins Gewicht fallen.“

Stimmt die Rechnung? Nein, sie stimmt nicht, obgleich Professor Oberth dafür berühmt ist, daß er genau zu rechnen versteht. Als er sie aufstellte, wußte man nicht, daß die Sonne „verrückt spielen“ kann, man nahm an, daß ihre Strahlung zwar gelegentlich Schwankungen nach oben und unten unterworfen, aber im ganzen doch einigermaßen gleichmäßig sei. Aber am 23. Februar 1956 hat sie die übliche Strahlenmenge in einer gewaltigen kosmischen Eruption für 36 Stunden plötzlich verdreißigfacht.

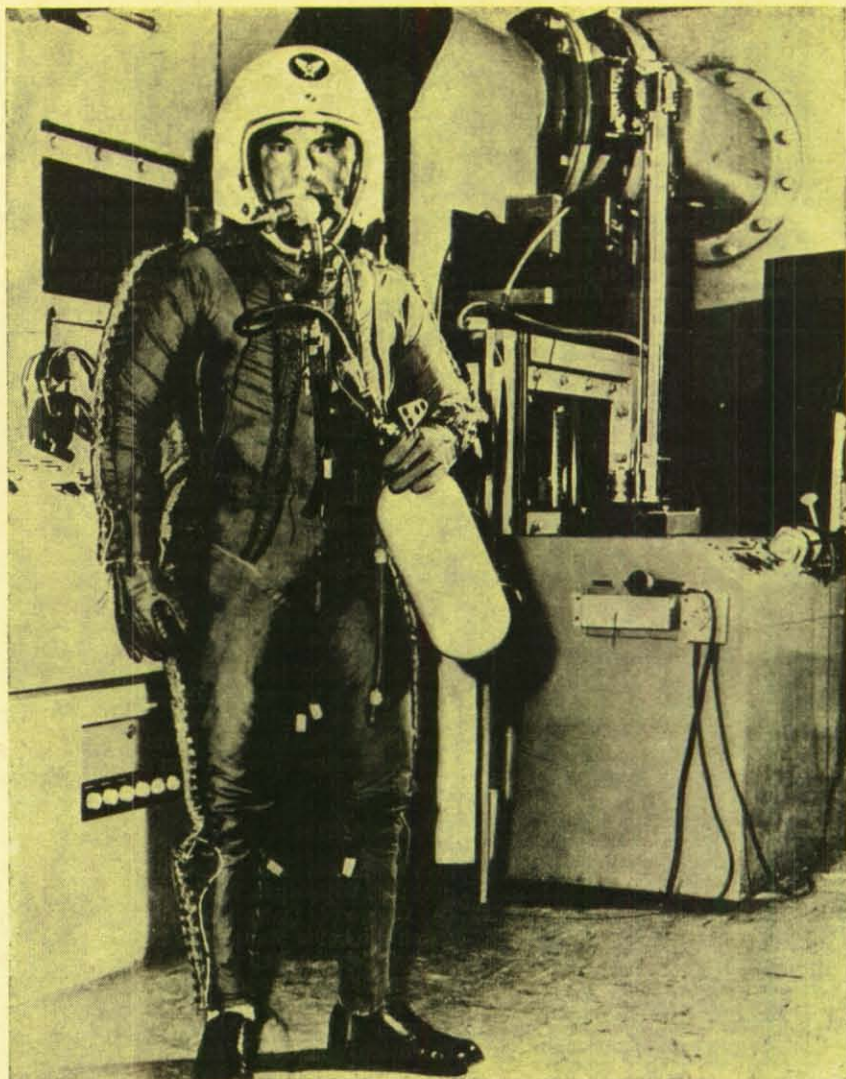
Nun ist die Normal-Strahlenmenge nach Testen, die von amerikanischen Raumfahrtmedizinern ausgewertet wurden, schon so hoch, daß man die zukünftigen Raumpioniere nur begrenzte Zeit „draußen“ lassen kann. Bei einer so gewaltig erhöhten Strahlungsdosis würden die Bewohner einer Raumstation wahrscheinlich elend umkommen, Opfer einer Raumkrankheit, der mit den Mitteln von heute noch nicht beizukommen ist.

Auch nicht mit den Mitteln der „Human Engineering“, der auf den Menschen bezogenen Ingenieurkunst, wie sie in den amerikanischen Luftforschungsstätten gepflegt wird.

Am Anfang ihrer Tätigkeit steht eine Tatsache, um die wir einfach nicht herumkommen. Ein Instrukteur der berühmten Akademie für Flugkadetten von Randolph Field hat sie in seinem verblüffend „harten“ Satz seinen 80 „Schülern“ in die Kladde diktiert: „Gemessen an seinen bevorstehenden Flugaufgaben ist der Mensch eine Fehlkonstruktion.“ So schreibt Robert Jungk als Augen- und Ohrenzeuge in seinem Bestseller „Die Zukunft hat schon begonnen“. (Scherz und Goverts Verlag, Stuttgart). Damit meinte der Instrukteur vielleicht noch nicht einmal den Weltraumflug, sondern die Flüge mit Überschallgeschwindigkeit in den „weltraumnahen Gebieten“ jenseits der 20 km-Grenze.

An sich verträgt der menschliche Körper jede Geschwindigkeit, wenn dabei das Tempo und die Richtung der Bewegung nicht verändert werden. Daß wir uns in 24 Stunden einmal um die Erdachse drehen und in einem Jahr einmal in einer Riesenellipse rund um die Sonne laufen, merken wir überhaupt nicht. Ein Start ins Weltall würde aber eine „zusätzliche Beschleunigung“ vom Punkt Null auf mindestens 40 320 Stundenkilometer verlangen. Das entspricht einer Sekundenbeschleunigung von 11,2 Kilometern, sonst kann der Flugkörper die Erdanziehung nicht überwinden. Man bedenke, daß Mach 1, die Schallgeschwindigkeit, „nur“ 333 Meter in der Sekunde beträgt.

Die Weltraummediziner sind ihrer Sache sicher: Auch das Tempo wird vertragen, wenn die Beschleunigung nicht „auf einmal“, sondern sozusagen in Raten erfolgt. Ausprobiert wurde das in einer Riesenzentrifuge im Labor der amerikanischen Marine. Testpersonen, junge Leute wie Joe, haben die vorläufig gültigen Endwerte geliefert. 9 g, eine Beschleunigung, die den Körper 9 mal so schwer werden läßt, als er in Wirklichkeit ist, werden auf längere Zeit eben noch vertragen. Bei 11 oder 12 g tritt auch in liegender Stellung ein scharfer Schmerz in der Brustmitte auf. Dr. Poppen, der frühere Direktor des großen Instituts der Navy meint, das läge



So sehen die Höhenflug-Druckanzüge aus, die im Auftrage der amerikanischen Luftwaffe entwickelt wurden. Sie verwandeln ihren Träger auf eine seltsame und verblüffende Art in ein Wesen, das einem Roboter ähnlich sieht. Aber noch sind sie nicht so vollkommen, daß der Mensch mit ihrer Hilfe ohne weiteres den Weltraum bezwingen könnte.

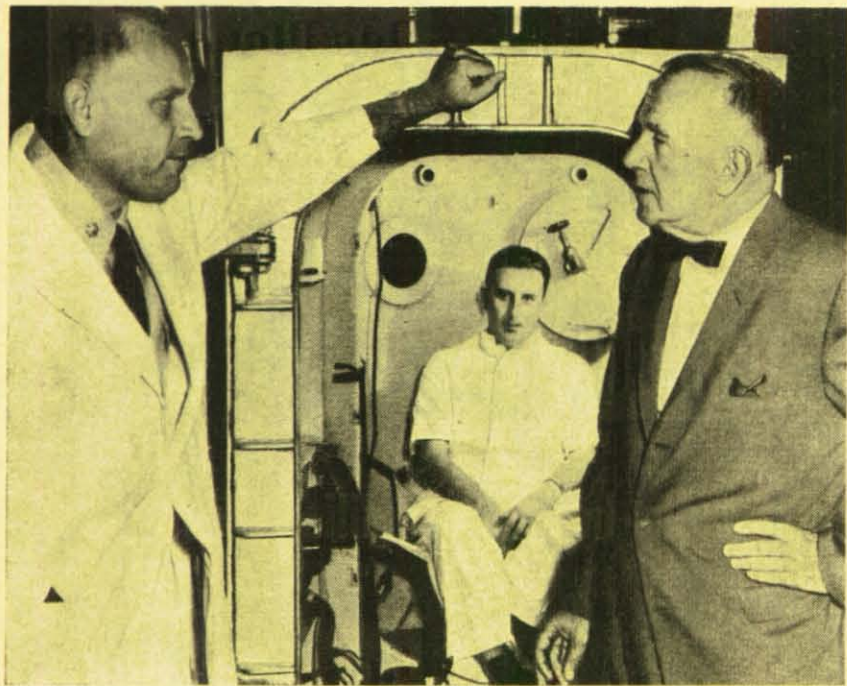
daran, daß das Herz schwer wie Gold geworden sei und an den Bändern zerze, mit denen es in der Brust aufgehängt sei. 15 g sind schon absolut unerträglich. Aber Oberst Stapp fuhr im Raketenschlitten 1015 Stundenkilometer und ließ den Schlitten aus der vollen Geschwindigkeit heraus abbremsen. Die Gewalt der Fliehkraft preßte ihn in diesem Augenblick mit 40 g in die Nylongurte. Für den Bruchteil von Sekunden wog der an sich 76 kg schwere Mann 3040 kg. Doch er kam mit einem, nein, mit zwei blauen Augen davon. Augen, die durch das vordringende Blut übermäßig aus ihren Höhlen heraus und gegen die festgeschlossenen Lider gepreßt waren. Nach diesem Test war Stapp vorübergehend blind. Aber er überlebte es. Die Medizin bucht das als ermutigenden Beweis für die Fähigkeit des menschlichen Körpers, überwältigende physische Mehrleistungen durch gesteigerte G-Kräfte, also auch den Start in den Weltraum zu überleben.

„Warum lassen sie sich so quälen? Kein Tyrann hat sie dazu verurteilt. Kein Regime will Geständnisse von ihnen erpressen. Trotzdem unterwerfen sie sich Torturen, wie sie kein Foltermeister raffinierter ersinnen könnte. Tun es dazu noch freiwillig. Denn man hat ihnen gesagt: Ihr seid unsere Vorhut. Ihr seid Patrouillen an der Grenze der menschlichen Leistungs- und Leistungsfähigkeit. Wir müssen diese Grenzen genau erkennen, weil wir sie überschreiten wollen, ja bereits schon überschritten haben...“ (Jungk)

Übrigens ist Joe in diesem Augenblick ebenfalls „an der Grenze der menschlichen Leistungs- und Leistungsfähigkeit“ angekommen. Aus irgendwelchen Gründen kann sein Atmungsgerät den vorgeschriebenen Kohlendioxidprozentatz nicht beibehalten. Als das giftige Gas 4% der Atemluft ausmacht, gibt der leitende Arzt einen Wink. Das Experiment wird abgebrochen.

Amerikas „Weltraumpessimist“, Pro-

fessor Haber, in Mannheim geboren, heute Sekretär der amerikanischen Gesellschaft für Weltraummedizin und Berater des Disney-Studios (Er selbst war an der Entwicklung des Raumanzugs maßgeblich beteiligt), sagt zu dieser Enttäuschung: „Wir wissen schon allerhand vom Raum, aber wir wissen immer noch zu wenig. Ich würde vorschlagen: Schickt keine Menschen hinauf, schickt Roboter. Maschinen sind schneller, empfindlicher und verlässlicher als ein Mensch. Weltraumstrahlung macht ihnen nichts aus. Druckanzüge und Atemluft brauchen sie nicht. Sie sind fähig, Messungen ohne Fehl und Tadel auszuführen, haben ein absolut fehlerloses Gedächtnis, können ihre Wahrnehmungen in der abstrakten Sprache der Funksignale unmittelbar erdwärts melden. Wenn sie im Dienste der Wissenschaft sterben, machen wir neue, vollkommen neue. Aber unsere Unerfahrenheit in Raumfragen hat dann nur Zeit, nur Geld, und nicht ein Menschenleben gekostet. Forschen wir weiter, kreisen wir die heilbaren Raumkrankheiten vollends ein. Hochdruckprogramme zur Eroberung des Weltraums lassen sich doch nicht machen. Seien wir nicht leichtsinnig und voreilig, lassen wir uns Zeit...“



Als „Vater der Weltraummedizin“ gilt Prof. Dr. Hubertus Strughold (rechts), Leiter der Abteilung „Raummedizin“ an der amerikanischen School of Aviation Medicine. Strughold, 1898 in Herne/Westfalen geboren, ist der einzige Professor der Flugmedizin. Major Leon A. Knigt (links) war an seinen aufsehenerregenden Forschungsarbeiten beteiligt.

Im nächsten Heft:

**Dr. Gerathewohl sagt:  
Es gibt raumfeste Menschen**

★  
**Abenteurer unerwünscht**

★  
**Wernher von Braun  
landet auf dem Mars**

★  
**Und tausend Jahre  
sind hier wie ein Tag**

# Er sah, was noch keiner erblickte

## Der amerikanische Höhenflieger Dr. Simons sprach in Wiesbaden

Bei Bekanntwerden des Startes der russischen Erdsatelliten hielt die Welt den Atem an. Nicht minder bemerkenswert für die Wissenschaft war der 20. August 1957. An diesem Tage landete der amerikanische Luftwaffen-Major Dr. David G. Simons nach einem Flug von 32 Stunden mit einem Ballon, der zum ersten Male in der Luftfahrt eine Höhe von rund 30 km erreichte, wieder wohlbehalten auf der Erde. Der mit 1 Million cbm Helium gefüllte, 93 m lange Ballon mit einem Durchmesser von 65 m trug den kühnen Piloten-Wissenschaftler in einer hermetisch verschlossenen, thermosflaschen-ähnlichen Kabine in die Rekordhöhe. Major Simons erreichte damit die bisher höchste, von Menschen im Freiballon erreichte Höhe, die ihn weit über die untere Grenze der Stratosphäre führte. Die Fahrt, der umfangreiche theoretische Arbeiten vorausgingen, galt Versuchen und Beobachtungen über die Anpassungsfähigkeit des menschlichen Körpers bei Flügen in der Stratosphäre und seine Reaktionen auf völlige Isolierung. Die Auswertung der bei dem Flug gesammelten Erfahrungen soll beim Bau künftiger Flugzeuge hinsichtlich des Einbaues hermetisch verschlossener Kabinen für Ultra-Hochflüge berücksichtigt werden. Zahlreiche flugmedizinische Erkenntnisse konnten gesammelt werden.

Kann Major Simons als Pionier der Weltraumfahrt-Medizin angesprochen werden, so ist ihr Vater der im Jahre 1898 in Herne/Westf. geborene Prof. Dr. Hubertus Strughold, der 1922 in Münster zum Dr. phil. und ein Jahr später in Würzburg zum Dr. med. promovierte. Zu einer Zeit, als erst wenige

Physiologen in Europa und den USA die Bedeutung des Höhenfluges in seiner Auswirkung auf den menschlichen Körper erkannten, spezialisierte sich Prof. Dr. Strughold bereits auf dem Gebiete der Flugmedizin. Er war von 1935 bis 1945 Direktor des Luftfahrtmedizinischen Forschungsinstitutes in Berlin, nachdem er in den Jahren 1928 und 1929 an den Universitäten Cleveland und Chicago Forschungen auf dem Gebiete der Luftfahrtmedizin durchgeführt hatte. Seit 1947 gehört Prof. Dr. Strughold dem amerikanischen Lehrkörper der amerikanischen School of Aviation Medicine an. Er ist dort Leiter der Abteilung „Raum-Medizin“ und trägt als einziger den akademischen Grad eines Professors der Flugmedizin.

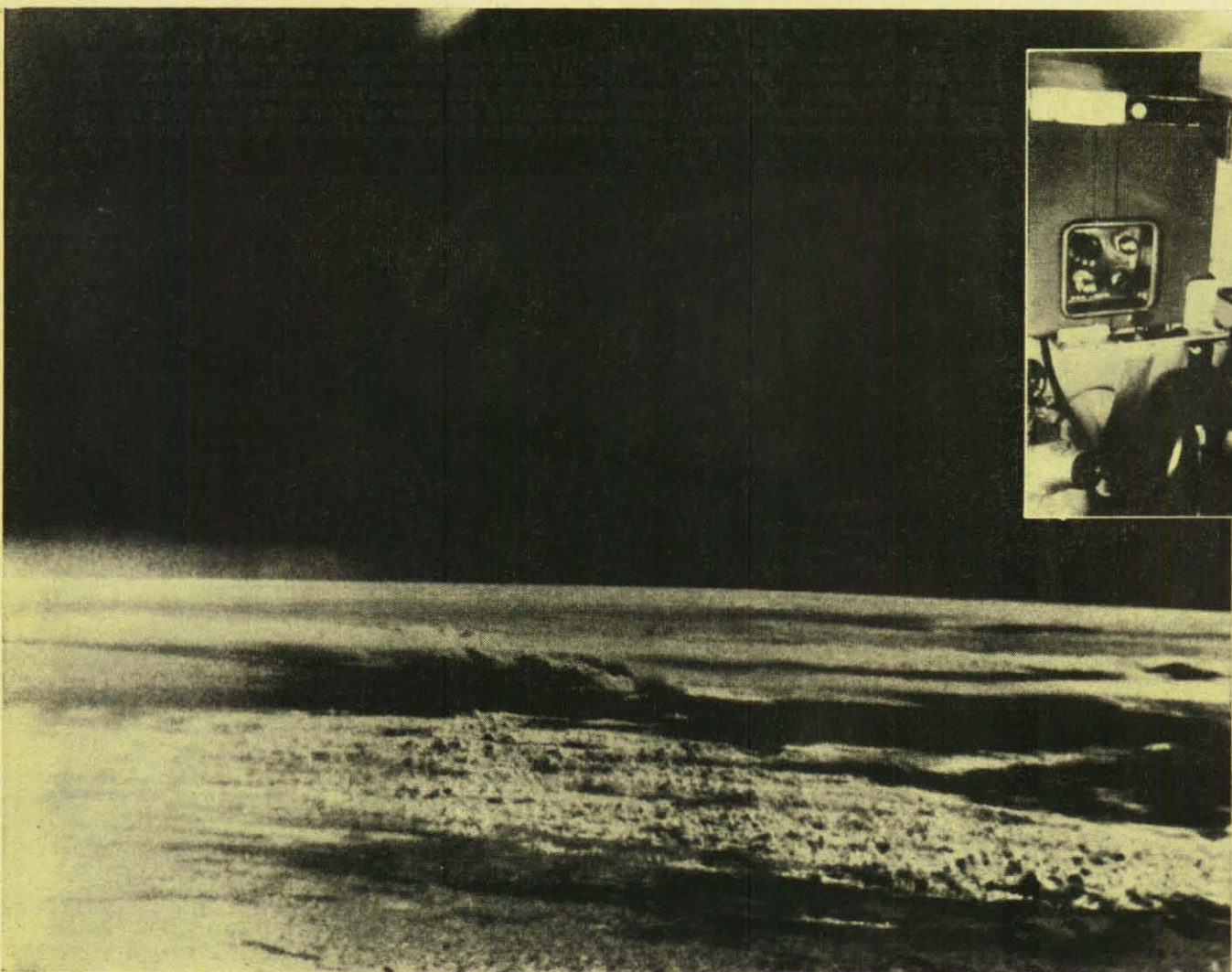
Noch ein anderer Deutscher hat Anteil an dem gelungenen Höhenflug: der aus Köln stammende Fabrikant Wintzen, auf dessen Fabrikgelände, einer offenen Eisenerzgrube in Crosby (Minnesota), die umfangreichen Vorbereitungen des Gondelbaues und Starts erfolgte. In ständigem Funksprechverkehr konnte Dr. Simons seine Schilderungen und Erlebnisse als „höchster Mensch der Erde“ zu der auf einem Lkw. verfrachteten, dem Ballon folgenden Bodenstation bekanntgeben.

Der 35jährige Arzt hat sein Leben gewagt, um theoretische Erkenntnisse durch persönlichen Einsatz bestätigt zu finden. Ein Pionier, der auf medizinischem Gebiete den Weg frei machte für den Vorstoß der Menschheit in das Weltall.

Auf Einladung des Hauptquartiers der US-Luftwaffe in Europa berichtete Dr. Simons kürzlich in Wiesbaden über seine Erfahrungen.



**Einen unvergleichlichen Rekordflug** unternahm der fünfunddreißigjährige Dr. David G. Simons in den Vereinigten Staaten. Am 19. August dieses Jahres stieg er mit einem Ballon bis zu einer Höhe von 30 km empor. Unser Reporter fotografierte Dr. Simons (rechts) mit dem „Vater der Weltraumfahrtmedizin“, Professor Strughold (links), auf einer Pressekonferenz in Wiesbaden. Das Hauptquartier der US-Luftwaffe hatte sie eingeladen.



▲ **Eine Selbstaufnahme** des Piloten in seiner druckfesten Aluminiumgondel während seines Vorstoßes ins All ist unser Bild. Der Ballonaufstieg diente u. a. der Erforschung von physischen und psychischen Belastungen, denen die Weltraumfahrer der Zukunft ausgesetzt sein werden. Dr. Simons hat den Flug ohne Schäden überstanden.

◀ **Sturmwolken** über der Erdoberfläche, wie sie Dr. Simons während seines Höhenfluges sah. Er erblickte, was noch kein Mensch bisher mit eigenen Augen gesehen hat. Zweiunddreißig Stunden dauerte seine Fahrt durch den Weltraum. Dieses sensationelle Bild wurde aus einer ungefähren Höhe von 16 000 Metern aufgenommen.



**In einer engen Gasse**, wie es sie zu Hunderten in dem Hafenviertel gibt, lag der Laden des Teppichhändlers Fuaht. Hier entdeckte unser Reporter einen kleinen Gebetsteppich, den er mit einer List sehr billig von dem geizigen Krämer kaufte. Über die Begegnung mit dem „Teppich des Propheten“ berichtet er in unserer nebenstehenden Erzählung.



**Weit schweift der Blick** vom alten Sitz des Paschas über die Stadt. Auf dem Hügel im Hintergrund liegt die ummauerte Stadt der Araber, die sogenannte Kasba.



**Eine marokkanische Kapelle** wie diese, aus einem Lokal mit dem verlockenden Namen „1001 Nacht“, findet man häufig in Tanger. Die Männer tragen alte Trachten und sollen Touristen anziehen. Die wirklichen Eingeborenen-Kapellen sind nicht „uniformiert“. Die Musiker, die für ihre Landsleute spielen, tragen weiße Gewänder.

# ALLAH

**In der größten Hitze** des Tages, die von etwa elf Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags dauert, gibt es auch für die kleinen Schubputzer keine Arbeit, denn niemand geht ungezwungen auf die Straße. Die Jungen sind an die Hitze gewöhnt und gönnen sich auf den heißen Steinen etwas Ruhe, denn sie arbeiten bis in die Nacht hinein.



**Schuhputzer gibt es zu Tausenden.** An jeder Straßenecke, auf jedem Platz stehen sie auf der Lauer mit ihren Kästen, die sie meist an einem Strick auf dem Rücken tragen. Oft sind es Fremde, die ihnen Arbeit geben. Wenn so ein Junge geschickt ist, kann seine Tageseinnahme beträchtlich sein.



**Einmal in der Woche** ist Markttag. Aus der näheren und weiteren Umgebung kommt die Landbevölkerung in die Stadt und bietet Korn, Datteln und Geflügel an. In einem Hinterhof entdeckte der ZB-Reporter eine „Aufbewahrung“ für Maultiere. Im Schatten werden sie hier untergestellt.

**Viele Mischlinge** leben in Tanger, das seit kurzem zu Marokko gehört. Aus einem Türspalt, der in eine der vielen äußerst primitiven Elendwohnungen führt, trat diese dunkelhäutige Schönheit in einem blendend-weißen Leinenanzug und ließ sich photographieren.

# wird mich strafen!

## Der ZB-Reporter kaufte in Tanger den Teppich des Propheten

Der Gedanke an den bestickten Gebetsteppich ließ mich nicht mehr los, sooft ich durch das Händlerviertel von Tanger ging und den alten Fuahd zwischen seinen Decken und Stoffen hantieren sah, die teils auf Stangen hingen, teils in Regalen lagen. Ich war vernarrt in dieses Stück und hatte mir in den Kopf gesetzt, es als Erinnerung mit nach Hause zu nehmen. Der Teppich war keineswegs etwas Besonderes, denn Fuahd hatte noch zwei andere, die dem ersten sehr ähnlich sahen, in seiner Auslage hängen.

Mein erster Versuch, einen von ihnen zu erstehen, scheiterte an der Hartnäckigkeit des Händlers. Er hatte zweifellos bemerkt, daß mir der Teppich sehr gefiel und deshalb einen unverschämten hohen Preis genannt.

„10 000 Francs! Wie kannst du es wagen, Fuahd, einen solchen Preis zu fordern!“

„Der Preis ist niedrig für dieses wertvolle Stück, Herr! Auf diesem Teppich hat Mohammed, der Prophet, persönlich gekniet. Allah wird mich strafen, wenn ich ihn für so wenig Geld verkaufe.“

„Allah wird dich strafen für deinen Wucher. Den Teppich hat der Prophet nie gesehen. Es ist ein ganz alltägliches Stück!“

„Welche Verblendung, Herr! Die Teppiche haben sich in meiner Familie von Generation zu Generation vererbt, bis sie auf mich gekommen sind.“

In einem zweistündigen Palaver gelang es mir jedoch, den Preis für den Teppich des Propheten auf 6000 Francs herunterzuhandeln. Damit war aber auch der Punkt erreicht, an dem Fuahd nicht mehr mit sich reden ließ. Da ich sicher war, daß der Teppich einen Wert von höchstens 2000 Francs hatte und nicht mehr Zeit vergeuden wollte, wandte ich mich zum Gehen.

„Weil ich Ihr Freund bin, Herr, gebe ich Ihnen diesen Schatz für 5000 Francs“, rief der Alte mir nach. „Aber mein Herz weint!“

„Tröste dein Herz, Fuahd, ich will den Teppich nicht!“

Es vergingen einige Wochen, und der Tag meiner Abreise rückte heran. Da unternahm ich einen letzten, verzweifelten Versuch, doch noch des Teppichs habhaft zu werden.

Während der Hauptgeschäftszeit näherte ich mich im dichten Menschengedränge Fuahds Laden. Ich sah den alten Krämer in seinen Stapeln wühlen. Unbemerkt gelang es mir, den ersten Teppich von der Stange zu nehmen und in ein mitgebrachtes Papier einzurollen. Ich setzte mir eine dunkle Brille auf und trat, vertrauend auf Fuahds Kurzsichtigkeit, an seinen Tisch.

„Ich möchte diesen Teppich verkaufen“, sagte ich leise. „Er ist sehr wertvoll.“

Fuahd setzte sich umständlich einen Kneifer auf die Nase und untersuchte eingehend den Teppich. Er schüttelte den Kopf, murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, hielt den Teppich gegen das Licht, ließ ihn durch die Finger gleiten, roch daran und sagte schließlich in einem weinerlichen Tonfall:

„Sie glauben nicht, wie leid es mir tut, für Sie, Herr. Aber das Stück ist nichts wert. Wenn ich aus Gutmütigkeit 2000 Francs dafür gebe, dann ist das ein schlechtes Geschäft für mich.“

„Nur 2000 Francs für diesen wertvollen Teppich? Er ist handgewebt!“ „Welcher Irrtum, Herr! Es ist billige Fabrikware. Meine Vernunft verbietet mir, mehr als 2000 Francs dafür zu geben. Ich habe selber noch drei von dieser Sorte auf der Stange hängen.“

„Nur noch zwei, Fuahd, nur noch zwei!“ sagte ich und nahm die Brille ab. „Denn diesen dritten hier werde ich jetzt kaufen, und zwar für 2000 Francs!“

Fuahd heulte und winselte und wand sich wie ein Wurm.

„Weil ich dein Freund bin, gebe ich dir 3000“, sagte ich, doch damit vermochte ich ihn nicht zu trösten.

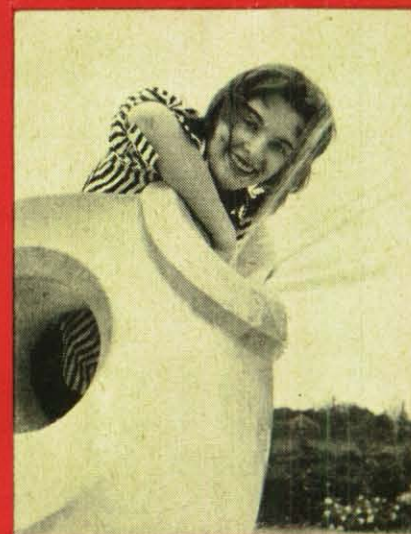
Immer sehe ich sein erschrockenes und zugleich kindlich-erstauntes Gesicht vor mir, wenn ich heute den Gebetsteppich des Propheten betrachte.



# Ein Stück vom Himmel



WAS TUT EIN MÄDCHEN nicht alles, wenn es seine Mutter in höchster Gefahr glaubt! Mathilde (Barbara von Nady) begibt sich auf die Spur eines Frauenräubers, der angeblich ihre „schöne Mama“ entführt hat. Sie weiß, daß der gefährliche Mann einen knallroten Wagen mit arabischem Kennzeichen fährt. Paul Hubschmid spielt den „Entführer“.



EIN NEUES GESICHT im deutschen Film ist die reizende Barbara von Nady. Sie stammt aus Ungarn und hat immer von Film und Theater geträumt. Da sie aus einer angesehenen Adelsfamilie stammt, hatte sie in ihrer Heimat keine Chancen. In den Tagen der Unruhen kam sie über die Grenze. Jetzt ist der Traum der Sechzehnjährigen in Österreich erfüllt.



AUS DEM MÄDCHENPENSIONAT rückt Mathilde aus. Auch die Ermahnungen von Fräulein Greiz (Adrienne Gessner) können nichts ausrichten. Sie wird nur von der Angst beherrscht, daß ihrer Mutter etwas zustoßen könne. Erst später erfährt sie, daß diese dem Abenteuer und dem vermeintlichen Entführer gar nicht abhold ist. So kommt es zum Happy-End.

*Meine schöne  
Mama*

**ZB** -film

Der Himmel war ein bißchen trübe, aber das konnte die Filmleute nicht verdrießen. Geduldig warteten sie, bis sich die Wolken über Münchens Odeonsplatz und der benachbarten Theatinerkirche verzogen hatten. Inzwischen war der ungewöhnliche Star des Films, zu dessen Dreharbeiten man hierhergezogen war, vollauf mit Autogrammgeben beschäftigt. Zwischen Siegestor und Stachus hatte es sich schnell herumgesprochen, daß hier ein besonders prominente Opfer zu stellen war. So sah sich Toni Sailer (auf unserem Bild mit seiner Filmpartnerin Ingrid Andree) bald von einer großen Menschenmenge eingekreist. Einen Olympiastar, der sich vor den Augen der Passanten anschickte, auch noch ein Filmstar zu werden, erleben selbst die filmvertrauten Münchener nicht alle Tage. Es war eine kleine Sensation. — Fotos (3): Bavaria / Schorch / Ringpress.